14/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Samara – der neue Lada

FW-Reporter im Autowerk an der Wolga

Hürdenlauf zum Patent?

Bei Erfindern in Moskau, Ilmenau und Sofia

Frisch gebadet, halb gewonnen!

FW-Sommer-Preisausschreiben: Spiel und Rätsel um den Computer. 7× 1000 Mark zu gewinnen.

Der Empfang im königlichen Schloß durch König Carl XVI. Gustaf und Königin Silvia war dem ergebnisreichen Dialog zwischen beiden Nachbarländern ebenso förderlich wie Treffen mit Politikern, Wirtschaftsvertretern, Kultur- oder Geistesschaffenden, Kommunalpolitikern und Bürgern bei Besuchen im neuerbauten Stadtteil Kista, in Sigtuna, der einstigen Hauptstadt, im Historischen Museum und im Stadthaus von Stockholm, auch beim Opernabend in Ulriksdal wie tags darauf auf Schloß Gripsholm. Die große Wertschätzung für Erich Honecker, für die Dialog- und Zusammenarbeitspolitik der DDR, die Ingvar Carlsson bekundete, knüpfte nicht zuletzt an die gegenseitige Achtung, die Erich Honecker mit Olof Palme verband, dessen Vermächtnis in der DDR lebendig ist. So wiegt die Feststellung Ingvar Carlssons schwer: Es gibt keine wesentlichen Probleme in den Beziehungen zwischen unseren Ländern. Unsere Beziehungen sind gut, stabil und freundschaftlich.

Als die weiße „Waxholm II“ vor dem Kai des Stockholmer Stadthauses zur Fahrt über den malerischen Mälarsee ablegte, boten sich den DDR-Gästen und den schwedischen Gastgebern gleichermaßen „vielversprechende Aussichten“. Diese Prognose Ingvar Carlssons schon beim Bankett für Erich Honecker bezog sich indessen auf das friedensfördernde Zusammenwirken

Sommertage in Stock

Für Erich Honecker – den höchsten Repräsentanten unserer Republik – nur drei Junitage in Schweden, doch geprägt von vielfältigen Begegnungen und beeindruckenden Erlebnissen. Vor allem bestimmt von klugen, konstruktiven, freundschaftlichen Gesprächen, von Übereinstimmung in Grundfragen unserer Zeit. Ministerpräsident Ingvar Carlsson und sein Staatsgast führten erfolgreiche Verhandlungen, die der Vertiefung der Beziehungen zwischen unseren Ländern dienten, dem Ausbau der ökonomischen Zusammenarbeit, die vor allem aber deutlich machten: Zur Koalition der Vernunft gibt es zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen keine vernünftige Alternative!

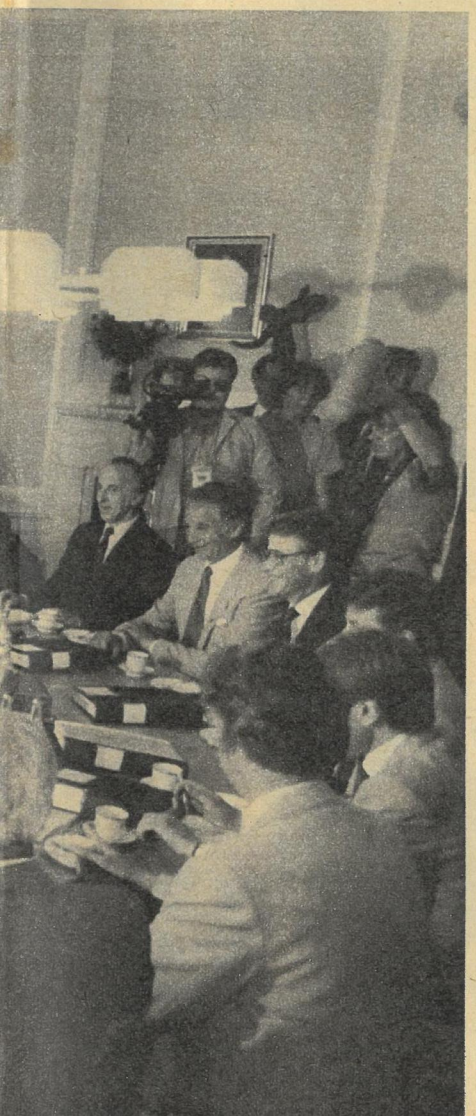
Schloß Gripsholm: Ein Abstecher führte den Staatsgast und seine Begleitung zu diesem Kleinod, dem Kurt Tucholsky ein unvergängliches literarisches Denkmal setzte.

Palais Rosenbad: Im Amtssitz des schwedischen Ministerpräsidenten wurden die offiziellen Verhandlungen geführt (unten).

Schwedens mit dem Ostseenachbarn DDR. Zwei Tage darauf nunmehr, an Bord, mochte man solch ein Wort auch auf die landschaftlichen Eindrücke beziehen, die längs der Fahrtroute dichte Wälder, schroffe Felsen und verwinkelte Schären hinterlassen.

Und dennoch wurden die perspektivischen Aussichten aus ihrer Doppelbedeutung gerade auch bei dem erlebnisreichen Abstecher nach Tucholskys Ruheort Mariefred und Schloß Gripsholm auf ihren Kern zurückgeführt. Denn das Oberdeck des über die Toppen geflaggten Schiffes vereinte mit Erich Honecker und seiner Begleitung jene Repräsentanten des Exportrates, von Industrie und Banken, die das von beiden Regierungen während des Staatsbesuches signierte Programm für die Entwicklung des Handels und der Wirtschaftsbeziehungen gemeinsam mit ihren DDR-Partnern Realität werden lassen wollen. „Impuls und Wegbereiter

holm



Sommertage in Stockholm

für eine verstärkte Zusammenarbeit zu gegenseitigem Nutzen und Vorteil" – so hatte der schwedische Regierungschef das langfristige Vorhaben mit besagten „vielversprechenden Aussichten für einen erweiterten wirtschaftlichen Austausch" charakterisiert. Hans Stahle als Exportratsvorsitzender fügte bei dem auch im schwedischen Politik- und Wirtschaftsalltag keineswegs alltäglichen Beisammensein auf der „Waxholm" Zahlen und Fakten hinzu, die beredtes Zeugnis für die beiderseits günstige, kontinuierliche und stabile ökonomische Kooperation sind. Auch als Aufsichtsratsvorsitzender des Konzerns Alfa-Laval AB rechnete er es sich wie für das Komitee zur Förderung des Handels zwischen Schweden und der DDR, für alle Unternehmens-Chefs als „außerordentlich große Ehre" an, daß das Staatsoberhaupt der DDR der Einladung zur Mälarsee-Fahrt gefolgt war. Der Applaus galt denn auch dem „persönlichen großen Interesse Erich Honeckers" an der Entwicklung des Wirtschaftsaustausches. Aus den seit vielen Jahren im Sinne friedlicher Koexistenz florierenden Geschäftsbeziehungen beider Industrieländer wurde vor allem auch Dank für die Bauaufträge an schwedische Firmen für Leistungen in der DDR bezeugt, für Warenhaus- und Hotelobjekte, das Sport- und Erholungszentrum in Berlin, für Hafen- und Fabrikanlagen von Saßnitz über Dresden bis Bitterfeld. Gewürdigt wurden die Qualitätsprodukte aus der DDR, Stahl- und Leichtmetallbauten für das zur Zeit größte Stockholmer Vorhaben, den Wasa-Terminal des Hauptbahnhofs. In der Tat, vermerkte Erich Honecker während des Bordtreffens mit den etwa 40 führenden Wirtschaftsleuten, haben die ökonomischen, die wissenschaftlich-technischen Fragen einen bedeutenden Platz in seinen Beratungen mit Ministerpräsident Ingvar Carlsson eingenommen, und das Gespräch mit den Vertretern des Exportrates, des Förderungskomitees und der Konzerne, Firmen und Banken sei ein Höhepunkt des Staatsbesuchs. Er hatte die Zustimmung seiner Gastgeber, als er der Gewißheit Ausdruck verlieh, daß sich die gegenseitigen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen der DDR und Schwedens so entwickeln werden, wie es sich für verständnisvolle und friedliebende Nachbarn gezieme.

Günter Stechow

Im Schloß zu Stockholm: König Carl XVI. Gustaf und Königin Silvia mit Erich Honecker.

Fahrt über den Mälarsee: An Bord der „Waxholm II“ gab es angeregte Gespräche mit Vertretern der bedeutendsten schwedischen Banken, Industrie- und Handelsunternehmen.

Auf dem Adolf-Fredriks-Friedhof: Im Gedenken an Olof Palme.

Das Rathaus der schwedischen Hauptstadt: Hier wurde Erich Honecker von Oberbürgermeister Lennart Lööf empfangen.

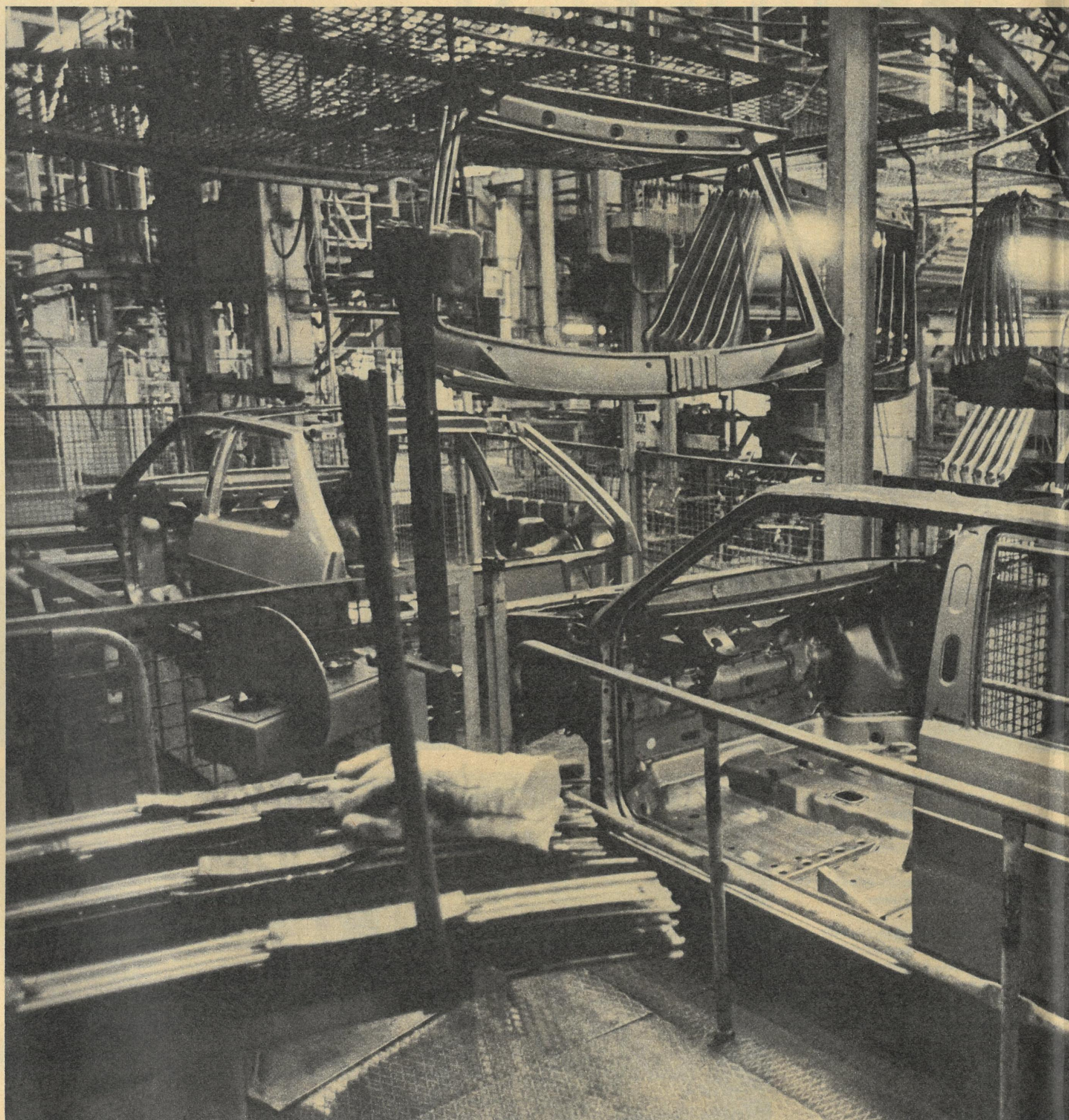
Fotos: ZB/Franke, Mittelstädt, Lange, Schmidtke

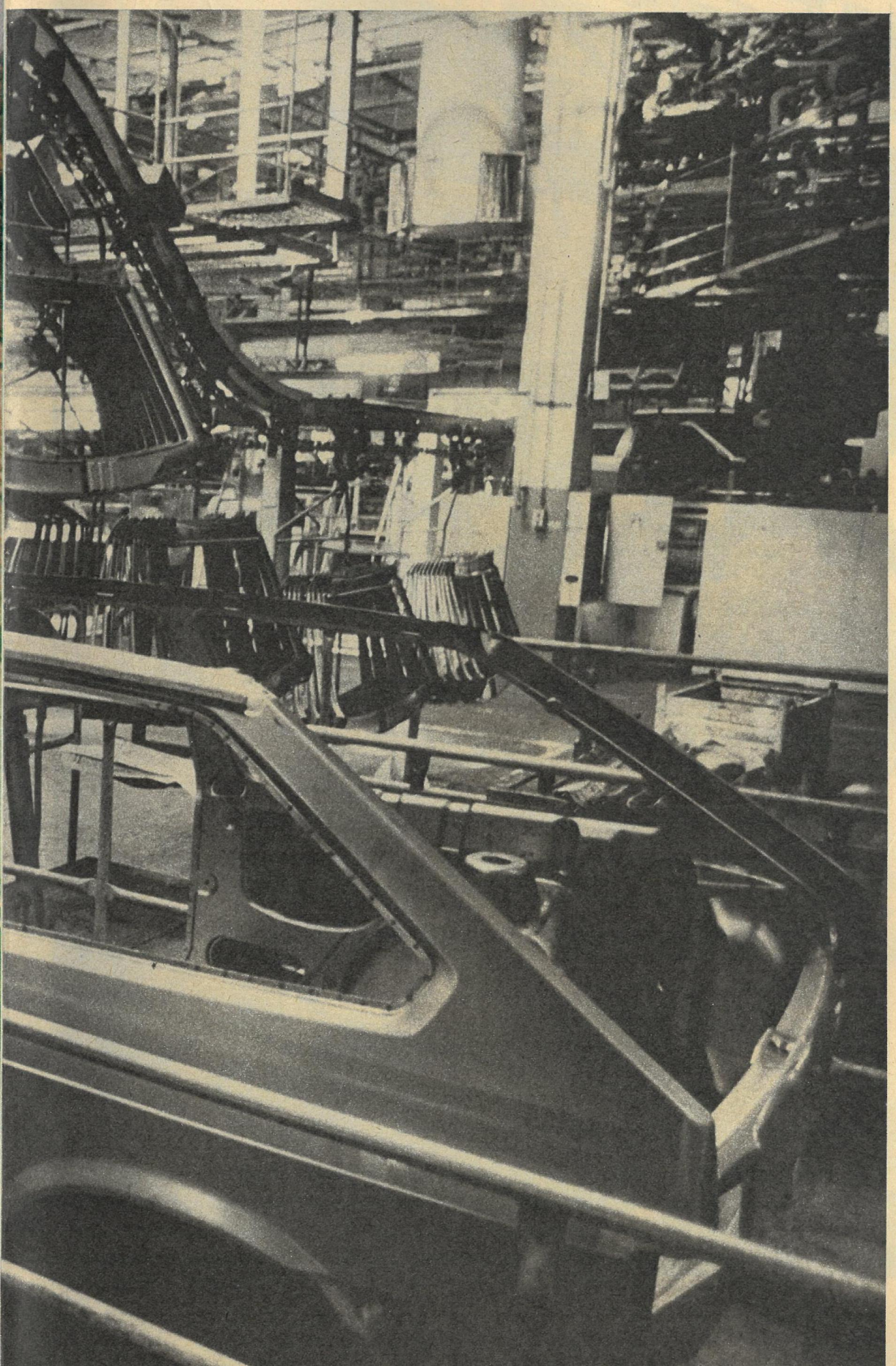
FW 14/86

Samara, genau mein Typ!

FW-Reporter im WAS-Automobilwerk an der Wolga:

Auf dem Versuchsring des Wolga-Automobilwerks (WAS) in Togliatti: Am Steuer des jüngsten Typs der Lada-Reihe ein FW-Reporter (Foto rechts oben).
So liest sich im Stenogramm die Geschichte des Werkes: Am 20. Juli 1966, vor zwanzig Jahren also, wird der Aufbau vom WAS beschlossen. Im Januar 1967 Grundsteinlegung. Am 19. April 1970 Montagebeginn des Prototyps der Shiguli/Lada-Familie. Am 21. Dezember 1973 beginnt die Serienfertigung. 1974, dreieinhalb Jahre nach dem ersten WAS-Auto, ist mit 660 000 PKW die Projektleistung erreicht.
Ein neues Kapitel wird jetzt geschrieben: Mikroelektronik und Robotertechnik bestimmen zunehmend die Produktion.
Ein Bericht über Gegenwart und Zukunft des WAS von Klaus Hurrelmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos).





Lada 2108 Samara; quergestellter 1288-cm³-Motor mit 47,8 kW/65 PS; wahlweise Fünfganggetriebe; Spitze 148 km/h; VK-Verbrauch zwischen 5,7 l auf Autobahn und 8,6 l/100 km im Stadtverkehr.

Eine Geisterfabrik. Keines Menschen Seele. Und die Geister haben sich, scheint's, entkörpert bis zur völligen Unsichtbarkeit. Was sich hier bewegt und regt, sind blanke Blechteile. Sinnvolle Mechanismen führen sie einander zu, vereinen sie zu Baugruppen, verquicken dann die Baugruppen miteinander. Und schnell durchschaut auch der blutigste Laie, was hier Sache ist. Das Auto, vieler Menschen Besitz, braucht zu seinem Werden streckenweise kaum mehr einen von ihnen…

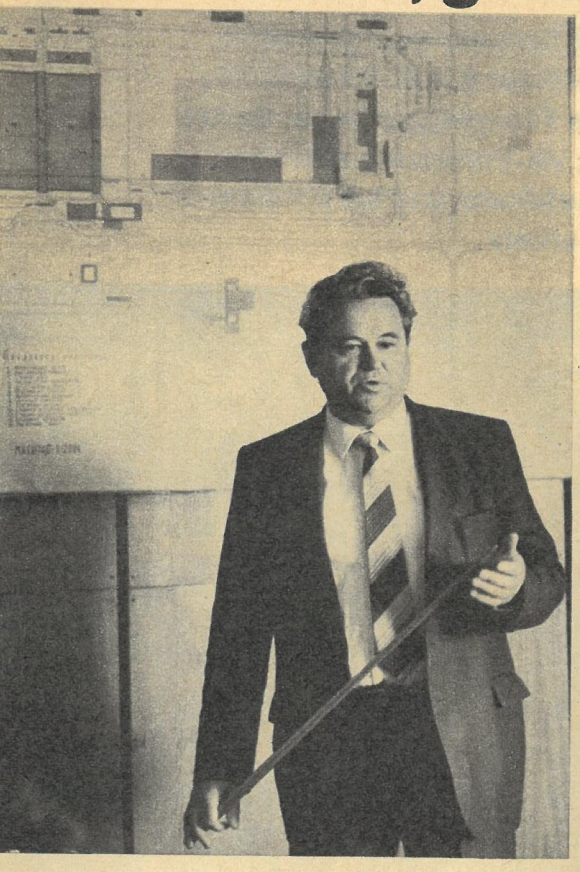
Weißglühende Hanteln

…spuckt eine Riesenmaschine mit stupider Regelmäßigkeit aus. Das Maul eines Spezialcontainers aus Gitterdraht schnappt sie wie ein hungriger Köter den Knochen. So entstehen die Rohlinge für Spurstangen. Ab und zu nur schaut ein Arbeiter ruhigen Gewissens vorbei. Die Automatenschmiedepresse braucht ihn nicht. Elektronik regelt hier alles. Rechnet dann, ohne zu mogeln, die Leistung ab. Aus schwerer körperlicher Schinderei wurde ein reines Schauspiel. Bleiben wir bei diesem Vergleich. Sonderlich gut ausgeleuchtet ist die Szenerie nicht. Wozu auch. Automaten brauchen kein gleißendes Licht, um genau zupacken zu können. Und die Auskünfte der sanftleuchtenden Digitalanzeigen am Steuercomputer sind in diesem Halbdunkel von den Einrichtern und Ingenieuren desto besser abzulesen.

Die Schmiede vom WAS. …zig Tonnen Metall schmoren bis zum Weichwerden im Gluthauch der Elektroöfen und Gasbrenner. Und draußen vor der Halle ein wahnwitziger Tropentag im Juni – fast fünfunddreißig Grad. Doch wo die Menschen sind, an Steuerpulten und vor Bildschirmen, ist's angenehm kühl, klimatisiert wie ein gutes Hotelzimmer.

Auf dem Juni-Plenum des ZK der KPdSU hat Michail Gorbatschow die Initiative der WAS-Mitarbeiter gewürdigt, durch Mobilisierung innerbetrieblicher Quellen Spitzenpositionen im wissenschaftlich-technischen Fortschritt zu erringen. Das Werk, wenig mehr als ein Dutzend Jahre alt, produziert heute an drei Tagen so viele PKW wie 1950 die gesamte sowjetische Automo-

Samara, genau mein Typ!



Alexej Nikolajew, 1. Stellvertreter des WAS-Generaldirektors: „Der Plan '86 fordert 721 000 PKW von uns. Nicht zu schaffen ohne Neuorganisation der Produktion und modernste Technologien."

bilindustrie. 1984 hatte es die Marke 720 000 erreicht…

Im Pressenwerk sahen wir Maschinengiganten, die ebenso fleißig und unbeirrbar wie die Schmiedeautomaten ihre Arbeit taten. Aus Blech wurden Karosserieteile gepreßt, gestanzt, gequetscht, gebogen. Aber Menschenhände legten den Maschinen das Rohmaterial zur Bearbeitung vor, nahmen ihnen danach die Teile wieder ab. Monotonie. Knochenarbeit. Natürliche Grenzen des Arbeitstempos, der Produktivität!

In Großbuchstaben steht über der Hallentür des Pressenwerkes: „Hier beginnt das Auto!" Reserven, Ruckelstellen also schon beim Start… Technologen und Konstrukteure analysieren derzeit solche Arbeitsplätze sehr gründlich. Dorthin richtet sich auch die Aufmerksamkeit von Partei und Gewerkschaft. „Denn die Arbeit neu zu organisieren, die Technologie zu verändern setzt ideologische Klarheit voraus", sagte uns Genosse Alexej Nikolajew, 1. Stellvertreter des WAS-Generaldirektors. „Weder Lösungen nur für die Maschinen sind gefordert noch solche, die nur gut wären für die Menschen, etwa im Stile von ‚koste es, was es wolle'…" Sinnvoll soll sich modernste Technik in fortgeschrittensten Technologien bewähren. Während die Arbeit leichter wird, angenehmer, muß sie deutlich mehr Ergebnisse zeitigen! Ganze Abschnitte des Karosseriewerkes genügen bereits solchen Anforderungen.

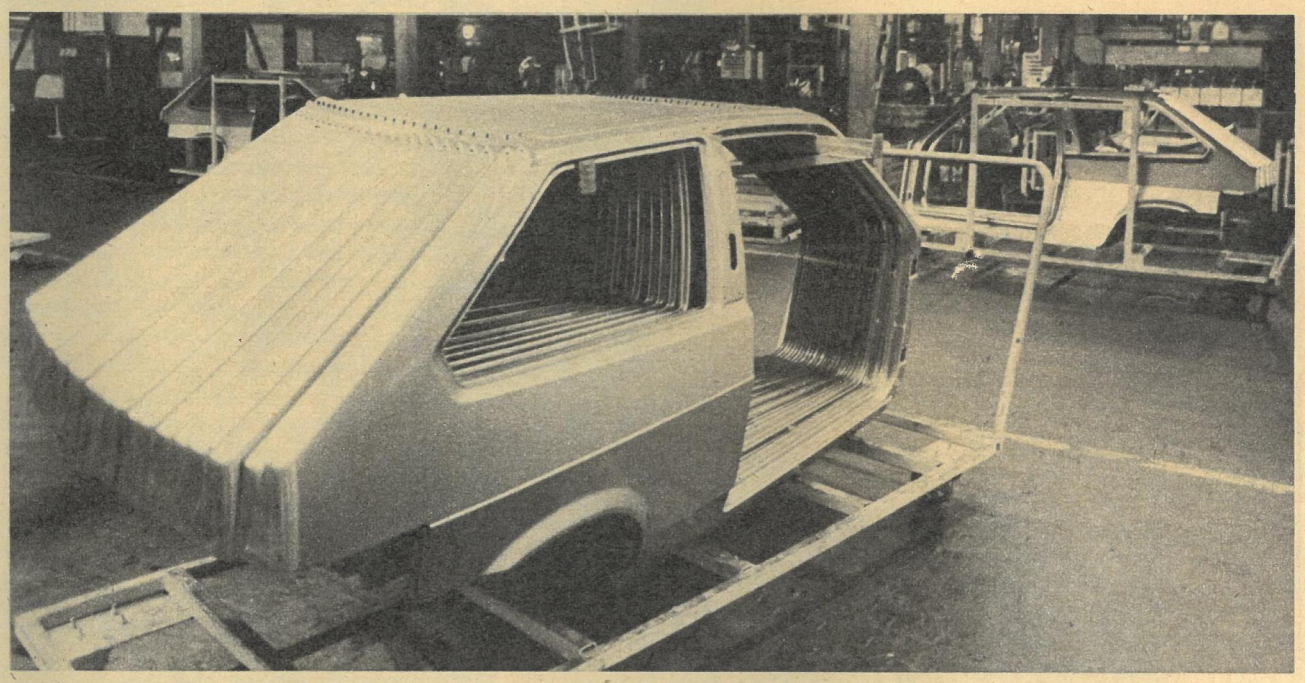
Die Schweiß-Roboterstraße

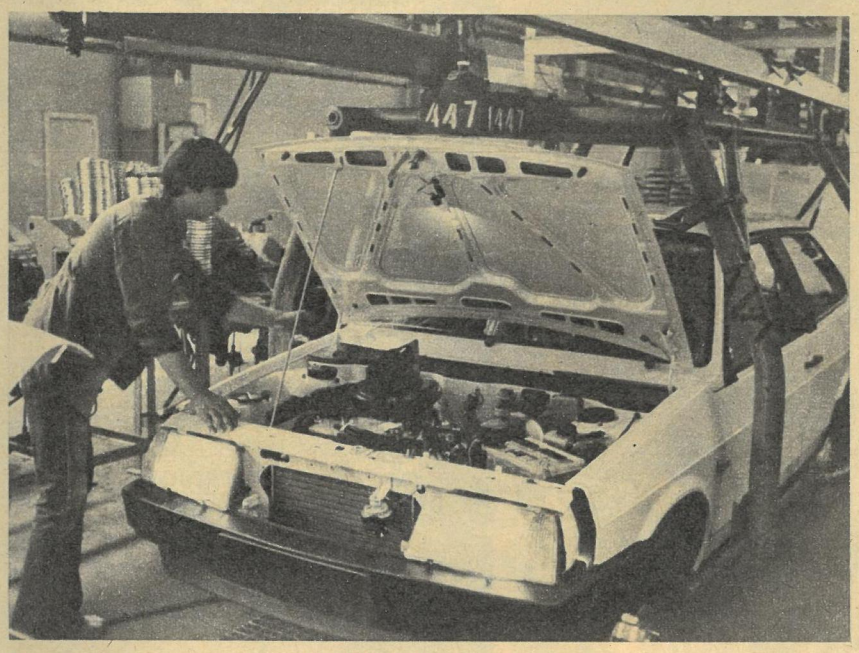
Blitzschnell rücken die immer mehr nach Auto aussehenden Karosserien vorwärts von Arbeitstakt zu Arbeitstakt, halten zentimetergenau. Da braucht nichts korrigiert zu werden, die Technik zirkelt eben nicht nach dem Augenmaß. Sie gehorcht den präzisen Befehlen eines bis ins Detail ausgeklügelten Steuerprogramms. Die Fixigkeit, mit der die Schweißautomaten ihre Arbeitshaltung einnehmen, erreicht kein Mensch. Hier wäre er auch hoffnungslos unterlegen! Die Brenner beginnen in Sekundenbruchteilen zu fackeln, ohne zu wackeln. Ein Minifeuerwerk zu Ehren des Menschengeistes.

Jetzt geht es also darum, die Fließstreckenproduktion im gesamten WAS nach solchen Prinzipien zu gestalten. Der Eigenbau von Robotern und Manipulatoren, die in die Produktionslinien eingefügt werden, ist Grundlage dieser umfassenden Umwälzungen. Das Wolga-Autowerk hat „von Natur aus" sehr gute Voraussetzungen dafür: Das Durchschnittsalter der Belegschaft

liegt wenig über dreißig Jahre. Wo so viel Jugend beieinander ist, herrschen schöpferische Unruhe und Knobelgeist. Besonders bei der Produktionsvorbereitung des neuen Kleinwagens Oka gab es viele Ideen junger Mitarbeiter des WAS. Dieser sympathische Kleinwagen für vier Personen wird im WAS vorerst eine Jahresstückzahl von 20 000 erreichen. (Kleiner Auszug aus seinem Steckbrief: Zweizylindermotor mit 650 cm³ Hubraum, Verbrauch bei 70 km/h 3,5 Liter. Das nächste FW-mobile stellt den Oka ausführlich vor.)

Auf den drei Hauptmontagebändern, wo die Autos endgültig Gestalt annehmen, sieht man das ganze Fertigungsprogramm vom WAS an sich Revue passieren. In buntem Reigen. Scheinbar systemlos fahren sie da durcheinander hintereinander her: die Typen 21 013, 2104, 2105, 2106, 2107 und der geländegängige Niwa 2121. Systemlose Folge? Eine wichtige, produktivitäts- und qualitätssichernde Überlegung steckt dahinter: Hier, wo Hirn und Hände der Menschen noch viel zu tun haben, muß Monotonie unbedingt vermieden werden. Es heißt also aufpassen für die Bandarbeiter, um den Wagen, der gerade auf sie zukommt, mit dem jeweils richtigen Teil zu komplettieren. Alle zwei Stunden stoppt das Band. Fünf Minuten Erholungspause sind dann angesagt.





Paketiert kommen die Teile zum Karosseriebau. Computerberechnet, also pünktlich und nichts fehlt (oben).
Alle 22 Sekunden rollt ein PKW vom Band (links).

Kurzpausen gleich neben dem Band. Einer döst, andere spielen Dame, Schach, Domino (links).

Montage, nicht monoton

Nun also ist auch der neue, fürs Inland Sputnik und für den Export Samara getaufte Typ 2108 in diesen endlosen Autoschlangen. Wie der Niwa eine Eigenentwicklung. Zugleich der erste in der UdSSR serienmäßig produzierte PKW mit Frontantrieb. Er ist Ausgangspunkt für die Entwicklung weiterer Frontgetriebener. Dem zweitürigen Erstling folgt noch in diesem Jahr die viertürige Limousine (Typ 2109), später eine Kombi-Version. 230 000 Samara (2108, 2109) fordert der Plan jedes Jahr vom WAS. Dann beträgt die sowjetische Jahresgesamtziffer neugebauter PKW 1,3 Millionen.

Der XXVII. Parteitag der KPdSU orientiert die sowjetische PKW-Industrie auf wirtschaftlichere Modelle mit Vorderantrieb. Eine weitere Vorgabe, an die sich die Väter von Samara gehalten haben: „Der spezifische Kraftstoffverbrauch... ist durch den Einsatz elektronischer Mittel und verbesserte aerodynamische Eigenschaften zu senken."

Von der internationalen Messe in Poznań zurückgekehrt, schrieb unser Fachautor Karbaum: „Das Interesse breitester Kreise galt hier dem erstmalig im Ausland gezeigten Samara. Die sportlich aufgemachte, hochmoderne Technik und Technologie verkörpernde Schrägheckklimousine stahl auch dem Lada Kombi 2104 und dem neuen Wolga-Modell GAS-3102 die Show. Dieser Wagen mit umlegbarer Fondbank und hoher Heckklappe ist offenbar der Familienwagen des sowjetischen Automobilbaus für die kommenden zehn Jahre."

In Togliatti erklärte uns Alexej Nikolajew: „Für 1992 ist der Abschluß der Entwicklung eines völlig neuen Grundtyps vorgesehen. Unsere derzeitigen Maßnahmen, um den Anforderungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in unserem Industriezweig zu entsprechen, ja, ihn mitzubestimmen, werden sich nicht zuletzt in einer wesentlichen Verkürzung der Entwicklungszeiten auswirken. Kurz vor dem Abschluß sind wir bei der Entwicklung eines Dieselmotors für PKW. Eigener Rationalisierungsmittelbau, eigener Werkzeugbau, rechnergestützte Konstruktion sind wesentliche Voraussetzungen für den von uns geforderten Tempo- und Leistungszuwachs."

Jeder Lada, der von einem der drei Hauptmontagebänder rollt, hat eine Strecke von 1,6 Kilometern hinter sich, auf der er allmählich zum Auto wurde. Etwa 500 Hauptmontageoperationen ließ er dabei über sich ergehen. Penibel ist die abschließende Vergasereinstellung, der eine Fahrt ohne Vorwärtskommen auf dem Rollenprüfstand folgt. Alle 22 Sekunden spurtet ein neuer WAS hinaus ins Autoleben, das mit dem Einfahren auf der 2,5 Kilometer langen Kreisschnellbahn des Werkes beginnt.

Als wieder mal ein Samara...

auftauchte, wechselte ich mit dem Werkfahrer den Platz und drehte zaghaft und hellauf begeistert zugleich eine Runde.

Samara tat nichts, das ich nicht wollte. Doch was ich wollte, tat sie schnell, temperamentvoll, unerhört elastisch und für mich ungewohnt bequem. Es wäre vermessen von mir, nun einen sachlichen Bericht zu geben. Weiß der Teufel, wie es kam... Als ich den vorn querstehenden Vierzylinder-Viertakt-Otto-Motor zum Stillstand gebracht und die zuverlässige Zweikreisbremsanlage betätigt hatte (Diagonalsystem, ein Bremszylinder wirkt also jeweils auf ein Vorderrad sowie das diesem diagonal zugeordnete Hinterrad), zog ich den Startschlüssel ab und versenkte ihn in meiner Hosentasche. War ich meiner alten Liebe Trabant untreu geworden? Heißt mein Typ jetzt Samara?

In den Produktionsabteilungen des WAS gibt es spezielle Erholungsräume, in denen man sein Nervenkostüm nach ärztlicher Empfehlung aufmöbeln lassen kann... Ich fühlte, daß ich so etwas nötig hatte. Und mir öffnete sich die Tür auch ohne ärztliche Einweisung.

Sessel, so bequem fast wie die von Samara... Man liegt darin mehr als daß man sitzt. In der Mitte des Zimmers ein Wasserbassin, auf dem Seerosen schaukeln. Leise plätschert ein Springbrunnen. Die Wände des Kabinetts sind Großaquarien, aus denen ausgesucht ruhige Fische glotzen. Viel Grünpflanzen, kühle Luft. Allmählich verlischt das Licht. Leise Musik erklingt. Wellen rollen von einer Bildwand an der Stirnseite des Raums gemächlich auf die Betrachter. Eine sanfte Stimme spricht zu den Patienten, redet ihnen ein, daß die Arme schwer würden, die Beine schwer würden, daß die Augen selbst nicht einmal mehr die lieblichen Wellen sehen wollten... Vogelgezwitscher geht über in melodiösen, einschläfernden Gesang...

Als alles vorüber ist, will ich es nicht glauben: Die Uhr zeigt, daß nur zwanzig Minuten vergangen sind. Die WAS-Leute im Monteuranzug, die diese Zeit genossen haben wie ich, kehren erfrischt an ihre Arbeitsplätze zurück. Ich habe eine der zahlreichen sozialen Einrichtungen im Wolga-Autowerk am eigenen Leibe erlebt.

Früh zieht der Herbst im äußersten Nordosten Sibiriens auf der Wrangel-Insel ein. Eilig haben während des kurzen Polarsommers die Schneegänse ihre Nester gefüllt. Anfang Juli schlüpfen die Jungen, schon zur Neige des Augusts sieht der aufgehende Mond den Abflug der – auf Lebenszeit miteinander verbundenen – Elternpaare und des Nachwuchses...

Einst bevölkerte die schöne, nicht sehr große Wildgans in Scharen nordöstliche Küsten der heutigen Sowjetunion; zu Beginn des Jahrhunderts war sie auf dem Festland ausgerottet, die Insel im Polarmeer wurde zur letzten Zuflucht. Trotz gewisser Schutzmaßnahmen hielt der Rückgang an, die Schneegans stand vor dem Artentod.

Sowjetische und amerikanische Biologen gingen daran, ein gemeinsames Programm zur Rettung des Vogels zu entwickeln, der einen Teil seiner Lebenszeit in arktischer Einöde, den anderen an der pazifischen Küste der USA verbringt. Höchst wirksam bei der Erforschung des Wanderverhaltens erwies sich die Abkehr von der herkömmlichen Beringung. Ausgewählte Exemplare wurden mit farbigen Halsbändern versehen, deren Kennziffern durch das Fernglas gut sichtbar waren. So stellte man fest, daß die asiatische Schneegans das Winterquartier in Kalifornien zusammen mit Verwandten aus dem Norden Kanadas bezieht. Jene noch recht zahlreiche Form wird saisonweise bejagt, in manchen Gegenden als Saatschädling bekämpft. Für den Jäger blieben beide Arten ununterscheidbar, jährlich fielen mit den „Kanadiern" auch zahlreiche der von Ausrottung bedrohten „Asiaten", vor allem Jungvögel, dem Blei zum Opfer. Gründlichere Studien ergaben, daß die Vögel von der Wrangel-Insel etwa zwei Wochen vor den kanadischen zur Überwinterung eintreffen. Mit Hilfe von Jägern und Naturfreunden konnte eine Regelung getroffen werden, die durch alljährlich neu festzulegende Schonfristen Verluste der gefährdeten Art weitgehend vermindert. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen: Bereits im Frühjahr 1979 kehrten statt bisher 7000–11 000 einjähriger Gänse nicht weniger als 22 000 auf die Wrangel-Insel zurück. In reichlich zehn Jahren wurde das gemeinsame Ziel, die Population von 50 000 Köpfen auf 120 000 aufzustocken, nahezu erreicht. Wie geplant, sollen die Erfahrungen des Projekts in weitere Gemeinschaftsunternehmen eingehen; geprüft wird ein Programm zur Erhaltung der im Rotbuch der UdSSR verzeichneten pazifischen Ringelgans.

Johannes Rana (Text nach „Wissenschaft in der UdSSR"), Lew I. Weijsmann (Fotos)

Die weißen Schwingen kehren wieder

Rettung der asiatischen Schneegans – ein in die Zukunft weisendes Beispiel internationaler Zusammenarbeit

● Wörtlich

So seltsam es auch klingen mag: Es waren die Feinde der Menschheit, die mich zuerst darauf hingewiesen haben, daß die Stellung eines Menschen in dieser Welt von seiner Haltung zur Sowjetunion bestimmt wird.

Dean Reed (1938–1986)

● Kurz berichtet

Die Volksrepublik China will bis 1990 das Streckennetz der Eisenbahn um 11 000 Kilometer erweitern. 4600 Kilometer davon werden elektrifizierte und 2900 Kilometer doppelgleisige Linien sein.

Eine neue, frühreife Sorte Winterweizen mit der Bezeichnung Albidum 12 steht den Bauern Sibiriens in diesem Jahr erstmals für die Aussaat auf großen Flächen zur Verfügung. Diese Sorte ist imstande, Kälte- und Regenperioden im Herbst und Frühjahr sowie Fröste bis zu 40 Grad schadlos zu überstehen.

Unter diesem Zeichen beginnen am 5. Juli in Moskau die ersten Spiele des guten Willens, an denen Sportler aus 60 Ländern der Welt teilnehmen. Die Eröffnungsveranstaltung wird im Lenin-Stadion stattfinden. Die Initiative zu diesen Spielen war von Sportlern der Sowjetunion und den USA ausgegangen.

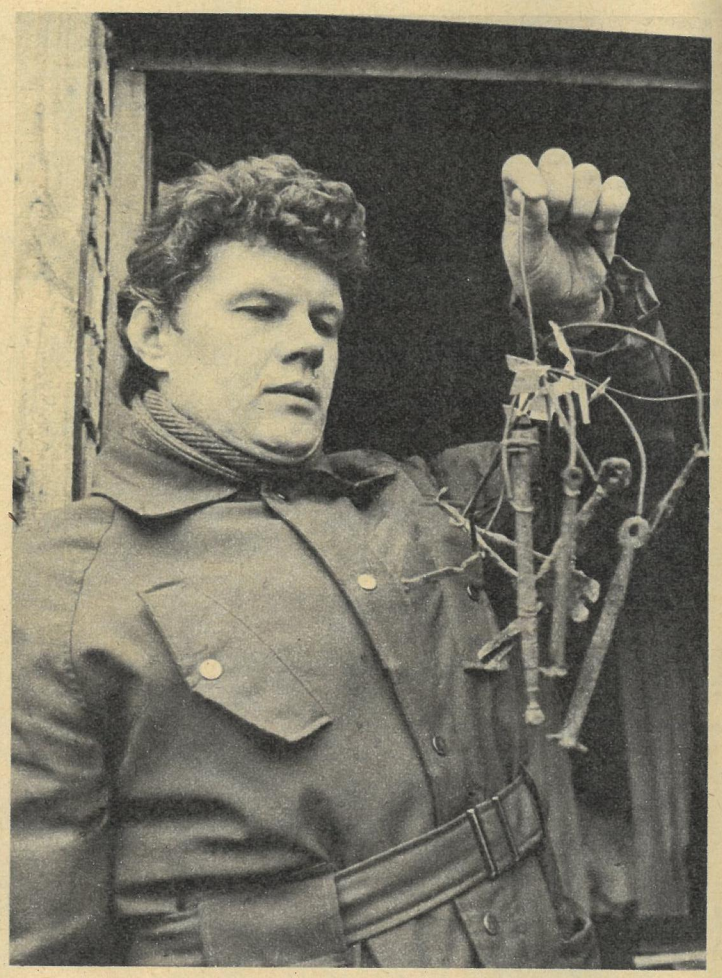
Im Forschungsinstitut für Funktechnik und Elektronik in Prag wurde in Zusammenarbeit mit Landwirtschaftsspezialisten eine rechnergesteuerte Kraftfutterdosieranlage für Nutztiere entwikkelt. Es handelt sich dabei um einen Futterkarren, der zur vorprogrammierten Zeit die einzelnen Ställe befährt und jeder Milchkuh eine auf Grund ihrer Melkleistung errechnete Kraftfutterportion zuteilt.

Die in Indien beheimatete Heil- und Gewürzpflanze Kurkuma ist mit Erfolg in Abchasien an der östlichen Schwarzmeerküste angesiedelt worden. Im Forschungsinstitut für Pflanzenzucht in Suchumi erreichte das Ingwergewächs eine Höhe von 80 bis 130 Zentimeter.

Umsteigen ins 12. Jahrhundert

Am Tag, als die Metro eröffnet wurde, waren die Minsker aus dem Häuschen. Ihre – die jüngste Untergrundbahn der Sowjetunion – ist 8,6 Kilometer lang, verfügt über acht Stationen und läßt sich in etwa zehn Minuten durchfahren. Diese erste Linie wird verlängert, eine zweite vorangetrieben, die dritte geplant. Am Ende sollen einmal fünfzig Kilometer unterirdische Schienenwege die Satellitenstädte im Grünen und die industriellen Randbezirke mit dem Zentrum verbinden und täglich zwei Millionen Fahrgäste zum Ziel führen. Es wird also kräftig weitergebuddelt. Vorwiegend im Tagebauverfahren, höchstens bis zu acht Meter tief, denn Minsk steht auf sumpfigem Boden. Das Grundwasser macht den Bauleuten zu schaffen. Und da, als man die Erde an der künftigen Station unweit des Flüßchens Swislotsch aushob, geschah das Sensationelle: Überreste von Holzbauten traten ans Licht, Brükkenpfeiler, ein Stück Festungswall, Herdstellen, mit Birkenrinde belegte Fußböden, Werkzeuge, Schmuck, Hausrat, einiges zwischen 800 und 900 Jahre alt. Eine Sternstunde für Dr. sc. Popol (oben), Leiter der archäologischen Abteilung des Instituts für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der Belorussischen SSR. Jugendlich beschwingt läuft er ein Hühnertreppchen hinab und betrachtet halbverrottete Pfosten mit den liebevollen Augen eines fündigen Goldgräbers. Einer seiner Assistenten (rechts) schwenkt andächtig ein Bündel archaischer Schlüssel.
Lange schon ging der Streit unter den Historikern hin und her, ob das mittelalterliche Minsk ein unbedeutendes Provinznest war oder ein politisches, kulturelles und merkantiles Zentrum von Rang. Zwar setzten sich die Anhänger der Bedeutsamkeitshypothese durch, aber so richtig beweisen konnten sie ihre Meinung nicht. Bis die Metrobauer mit ihrer aufsehenerregenden Nachricht kamen. Nun soll die kostbare Entdeckung gesichert und einer möglichst großen Anzahl von Interessierten zugänglich gemacht werden. Laut Regierungsbeschluß wird an Ort und Stelle ein Museum gebaut. Wer dann auf der – verlegten – Metrostation ankommt, wird umsteigen können ins zwölfte Jahrhundert. Hinter Wänden aus Glas empfangen ihn die Fragmente einer mittelalterlichen Stadt. Ein Prozent des Festungswalls ist erst freigelegt, ganze Straßenzüge harren noch ihrer Entdecker, und das Terrain ist günstig, fast nur freie, unbebaute Fläche. Welche Möglichkeiten für Archäologen und solche, die es werden wollen, aus den sozialistischen, aus allen befreundeten Ländern! Auch Touristen könnten sich beteiligen, gegen Aushändigung eines originellen Ausgrabungspapiers, das ihre Mitarbeit bezeugt. Dr. sc. Popol sprüht nur so vor Ideen …

Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



Schwerpunkt Westural

Auskünfte für FREIE WELT gab Hans-Joachim Gornig, Stellvertreter des Ministers für Kohle und Energie und Regierungsbeauftragter für das Zentrale Jugendobjekt Erdgastrasse.

Auf dem XI. Parteitag der SED zogen auch unsere Trassenbauer in der UdSSR eine gute Bilanz. Welche Aufgaben warten auf sie?

1330 Kilometer Großrohrleitungen sind zu verlegen, 32 Verdichterstationen zu errichten, 11 Industriebauprojekte fertigzustellen und etwa 6500 Wohnungseinheiten zu übergeben. Weiterhin werden wir uns an den Kosten für die Lieferung von Großrohren, Materialien und technologischen Ausrüstungen beteiligen sowie Maschinen und Ausrüstungen aus dem Aufkommen unserer Republik liefern. All diese Aufgaben sind in dem Regierungsabkommen vom 20. Januar festgehalten, mit dem die Zusammenarbeit unserer Länder beim Erdgasleitungsbau eine höhere Stufe erlangt hat.

Wie ist das zu verstehen?

Erstmals haben wir Aufgaben für einen Zeitraum von acht Jahren vereinbart. Planmäßigkeit, Kontinuität und Stabilität werden bei dieser Langfristigkeit des Vorhabens zu bestimmenden Effektivitätsfaktoren, die es uns ermöglichen, mit erhöhter Produktivität die geplanten Objekte und Anlagen der sowjetischen Gasindustrie zu realisieren. Es gilt, zwischen 1986 und 1993 gegenüber dem Zeitraum von 1982 bis 1985 in bezug auf die Bau- und Montageleistungen den 3,4fachen Wertumfang zu erbringen.

Es ist von einer neuen Erdgasleitung die Rede…

Nicht nur von einer. Die Sowjetunion wird allein im 12. Fünfjahrplan 23 000 Kilometer Großrohrleitungen von der neuen Erdgaslagerstätte Jamburg auf ihrem Territorium verlegen. Am Bau einer der Hauptmagistralen, die über mehr als 4000 Kilometer bis zur Westgrenze führt, beteiligen sich die RGW-Mitgliedstaaten ČSSR, Ungarn, Bulgarien, Polen, Rumänien und unsere Republik. An dieser Leitung, die den Namen „Progress" trägt, verlegen wir in erster Linie im westlichen Uralgebiet etwa 150 Kilometer Rohrleitung und errichten bei Orda, Starojurjewo, Gremjatschinsk und Nowo-Kungur Verdichterstationen einschließlich Industriebauten. Außerdem bauen wir an den genannten Orten für das sowjetische Bedienungspersonal Mikrorayons, Wohnkomplexe mit erforderlicher Infrastruktur. Anfang Juni begannen die ersten Arbeiten.

Also befinden sich die meisten DDR-Bauleute jetzt im Westural?

Ja, dort ist auch künftig unser Schwerpunkt, den wir noch erweitern, so daß etwa 4000 Kilometer von der Heimat entfernt – auf einem Gebiet von der Größe der DDR – rund 8000 Werktätige arbeiten werden. Doch auch im Gebiet südlich von Moskau und in der Ukraine gibt es noch genügend zu tun, so am Standort Stryj, wo ein Untergrundspeicher für Erdgas entsteht.

Warum arbeiten mehrere tausend Arbeiter aus der DDR in der Sowjetunion?

Weil unser Land Erdgas braucht, weil ihre Arbeit langfristig ab 1989 erhöhte Erdgaslieferungen als Grundlage für eine stabile Versorgung der Wirtschaft mit diesem wichtigen Rohstoff und Energieträger sichert. Zugleich tragen wir dazu bei, daß die Ressourcen der Sowjetunion wirksamer erschlossen und breiter angewendet werden.

Der Nutzen ist also beiderseitig.

Natürlich, und wir haben viel von den Erfahrungen unserer sowjetischen Kollegen gelernt. Vor allem beim Verlegen von Großrohrleitungen, um die dort üblichen höheren Normen zu erreichen. Andererseits haben wir Technologien entwickelt für den Bau von Verdichterstationen sowie Wohnungs- und Gesellschaftsbauten unter extremen Winterbedingungen. Um jedoch den Anforderungen, wie sie auch der XI. Parteitag der SED unterstrich, zu genügen, müssen wir unter bedeutend stärkerer Nutzung von Wissenschaft und modernster Technik Tempo und Umfang im Intensivierungsprozeß unserer Arbeit erheblich steigern.

Interview: Hajo Obuchoff

Trossen rissen wie Bindfäden

Tausende Baumstämme treiben auf der Kostroma in Richtung Wolga! An einem Sonnabend, um 22 Uhr, erreicht Wladimir Toropow, Erster Sekretär der KPdSU-Gebietsleitung Kostroma, diese Meldung. Sie ist ernst genug, um sofort die Hochwasserkommission einzuberufen… Baumriesen – einige mit einem Durchmesser von eineinhalb Metern – waren am Ufer des Holzaufbereitungskombinates der Stadt Bui gestaut worden. Insgesamt 60 000 Kubikmeter. Die Kostroma schwoll innerhalb der letzten 24 Stunden um anderthalb Meter an. Sie drückte auf die Holzmassen, die Stämme drückten auf die Abriegelung und – Trossen, fünf Zentimeter stark, rissen wie Bindfäden. Auf dem 150 Kilometer langen Weg der Kostroma zur Wolga mühten sich die Holzwerker und Flößer, eine Auffangvorrichtung zusammenzuzimmern. Vergebens! Kaum abgebremst, schob sich die unübersehbare Masse die Bahn wieder frei. Der Ausreißversuch der Langhölzer fände zwar im Kostromaer Stausee ein Ende, aber – eine weitere Hiobsbotschaft: Ungewöhnlich hohe Wasserführung in der Oberen Wolga + stop + Starkes Ansteigen des Pegels bei Kostroma zu erwarten + stop. Das hieß normalerweise: Abfluß aus dem Kostromaer Stausee drosseln, eventuell gar stoppen. Doch die Kostroma gurgelte unbändig durch den Zuflußkanal, ließ den Stausee unaufhörlich steigen. Und mit überlaufendem Wasser könnten auch ungezählte Stämme in die vielbefahrene Wolga gelangen! Der Vorsitzende der Hochwasserkommission erbittet den Einsatz von Schiffen. Weiterhin müßte das Ministerium für Wasserwirtschaft der UdSSR veranlassen, den Wolgapegel bei Kostroma niedrig zu halten, also den Abfluß aus dem Rybinsker Meer zu drosseln und den aus dem Stausee bei Gorki zu vervielfachen. Genosse Toropow ist einverstanden: „Handeln Sie!" Schirikow erwirkt telefonisch die Unterstützung des Ministeriums und schickt die Schiffe los; einen Schiffsverband, wie ihn die Kostroma noch nie sah:

Zwei Schubeinheiten mit je 2000 PS, mehrere Lastkähne von hundert Metern Länge, einen Tanker, zwei Motorschiffe, Motorbarkassen. Es ist höchste Zeit! Die ersten hölzernen Gesellen erreichen bereits den Stausee. Dem Direktor Leontjew, Einsatzleiter der Flotille, ist nicht wohl in seiner Haut. Würden die Schiffe, quer zum Wasserdruck, standhalten, wären ihre Bordwände dem Anprall solcher Massen schwerer Langhölzer gewachsen? Schon hat die wilde Kostroma einen der Schuber auf den Grund einer Sandbank abgedrängt. Leontjew funkt: „Abbrechen! Zu starke Strömung. Oder wir fahren das Material zu Bruch!" Schirikow: „Durchhalten! Ich übernehme die Verantwortung!" Trotz der Enge im Zuflußkanal gelingt es den Besatzungen, zwei Lastkähne querzudrehen. Sie fangen die ersten Stöße der anrammenden Stämme auf… Die Gefahr ist gebannt.

Volker Hempel

Bündnis für Spanien

„Über ganz Spanien wolkenloser Himmel", funkte der Radiosender von Sevilla in den Äther. Dieser Ruf war am 18. Juli 1936 das seit langem verabredete Signal zum faschistischen Umsturz in Spanien. Die darauf folgenden blutigen Ereignisse auf der Iberischen Halbinsel machten auch den Zweiflern immer mehr klar, daß der Faschismus zu einer internationalen Gefahr geworden war. In Deutschland, Italien und Ungarn saß er längst fest im Sattel. In Frankreich probten die „Feuerkreuzler" den Aufstand. Doch von Deutschland ging die Hauptgefahr aus. Hitler hatte das Militärbudget wesentlich aufgestockt, befahl den Aufbau einer U-Boot-Flotte und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Beschränkungen des Versailler Vertrages scherten ihn schon längst nicht mehr. Wer hören wollte, vernahm auch die drohenden Untertöne in Hitlers offizieller Friedensschalmei. Es waren vor allem die Kommunisten, die sahen, wohin die Reise ging. Fünfhundert Vertreter von ihnen aus 65 Ländern hatten sich ein Jahr vor dem Franco-Putsch in Spanien in der sowjetischen Hauptstadt zu ihrem VII. Weltkongreß getroffen. Im Säulensaal des Moskauer Gewerkschaftshauses beschlossen sie die neue Strategie: alle Teile der Arbeiterklasse und ihrer Organisationen, der Intelligenz und des Mittelstandes sowie alle anderen Gegner des Hitlerregimes bis hinein in das Bürgertum, zum gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus aufzurufen. Georgi Dimitroff erläuterte, daß die Kommunisten „keinerlei Bedingungen" stellten, mit Ausnahme einer einzigen…, „daß die Aktionseinheit sich gegen den Faschismus…, gegen die Kriegsgefahr richtet". Spanien wurde zur ersten großen Bewährungsprobe dieses breiten Bündnisses. Etwa 30 000 Menschen, Vertreter aller sozialen Schichten und der verschiedensten politischen Strömungen aus aller Welt kamen dem spanischen Volk zu Hilfe. Obwohl dieser Kampf eine Niederlage erlitt, zeigte das Bündnis doch eindrucksvoll die Kraft eines Zusammenschlusses, wenn dieser durch ein großes Ziel getragen wird, und weist auf Möglichkeiten auch für unsere Tage, damit unsere Erde bewohnbar bleibt.

Heinz Georg

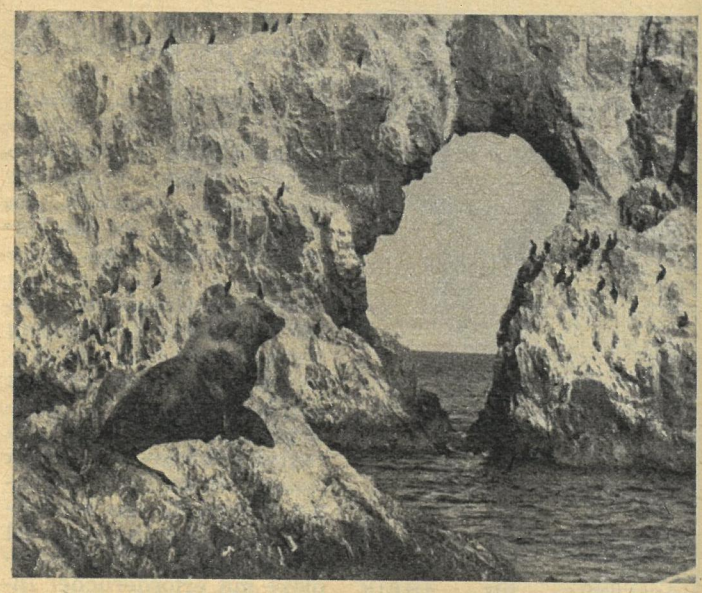
Der Vorsitzende ist eine Kanone

Lewan Tediaschwili war einmal Freistilringer. Einer der besten rund um die Welt. In seinen Klassen, dem Mittel- und Halbschwergewicht, ein unumschränkter König. Mit zwei Olympiasiegen, vier Weltmeistertiteln und gratis noch einem im Sambo. Er studierte zweimal, zuerst Sport, dann Jurisprudenz, wurde Untersuchungsrichter, ein geachteter, einfühlsamer Rechtsprecher vor allem bei gefährdeten Jugendlichen. Bis der Tag kam, an dem ihn die Leute aus seinem Heimatdorf Karabeti (Im Foto: mit seiner Frau Nana) fragten, ob er nicht die Leitung des Kolchos übernehmen wolle. Wie konnte er da nein sagen! „Offensichtlich hat in meinem Herzen die Bauernsaite nie aufgehört zu schwingen", sagte er. „Karabeti, das schönste Fleckchen auf Erden, das ich kenne! In diesem Boden bin ich fest verwurzelt, denn alle meine Vorfahren waren hier Bauern". Der Rayon Sagaredsho, 50 Kilometer von Tbilissi entfernt und mit Karabeti als Mittelpunkt, ist inzwischen ein Dorado sportlicher Betätigung geworden – was Wunder, bei diesem Vorsitzenden! Unter seiner Leitung lernt die Jugend das Ringen. Natürlich wird auch Fußball gespielt, und der ehemalige Olympiasieger im Degenfechten, Guram Kostawa, ist Chef der Fechtsektion. „Jetzt haben wir 100 000 Rubel für den Bau einer Halle bewilligt", erzählt Lewan Tediaschwili. „Das Projekt ist schon bestellt. Einen Teil unseres Gewinns verwenden wir für den Kauf von Pferden, denn wir wollen eine Reitschule gründen. Auch möchte ich eine Kinder- und Jugendsportschule aufbauen und unseren Mädchen die Rhythmische Sportgymnastik erschließen. Ich träume davon, daß unser Kolchos ‚Roter Oktober' der sportlichste in ganz Georgien wird." Aber der Sport ist nicht das einzige, warum die Schäfer, Wein- und Getreidebauern rund um Karabeti sagen: „Mit Lewan geht's noch besser als je zuvor." Er brachte Wasser ins Dorf. Dem Wasser folgte Gas, dem Gas die Asphaltstraße, der Asphaltstraße die Kinderkrippe... Die Kolchosbauern erlebten, daß sich dieser neue Vorsitzende nicht nur um Wein- und Getreideerträge sorgte, sondern vor allem um die Menschen, ihre Arbeit, ihre Freizeit, ihre Stimmung. „Ich möchte, daß der Sport nicht ein Staat im Staate wird", sagte Lewan Tediaschwili. „Die Arbeit, das Leben der Bauern, Sport und Freizeit – das alles gehört zusammen."

Alexej Srebnizki

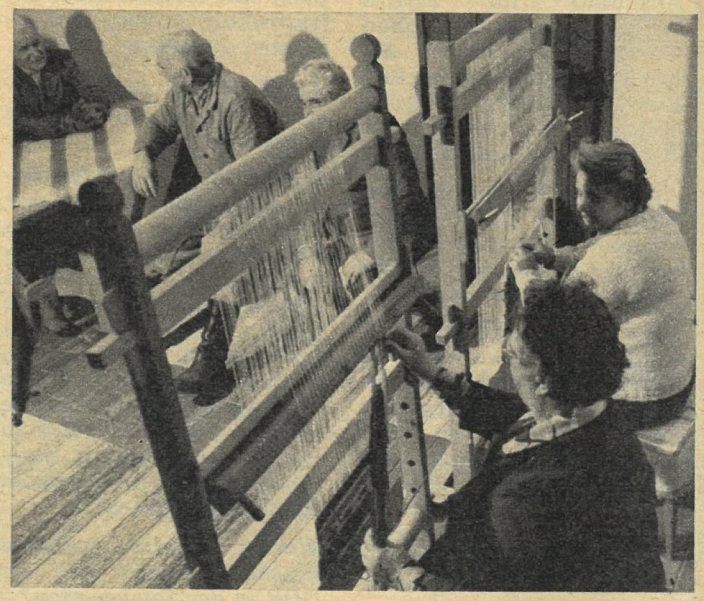
Lebensraum

Ringelrobben und Kormorane auf dem „Loch"-Felsen in der Awatschinsker Bucht sind das sichtbare Zeichen erfolgreicher Bemühungen des Umweltschutzes auf Kamtschatka, Flossenfüßlern und Seevögeln angestammte Lebensräume zurückzugewinnen. Mit zunehmender wirtschaftlicher Erschließung des Raumes Petropawlowsk-Kamtschatski hatten sie sich aus der Bucht zurückgezogen.



Treffpunkt

In der südungarischen Stadt Békéscsaba treffen sich seit einigen Wochen Bürger slowakischer Nationalität in ihrem neuen Klubhaus. Während die Männer plauschen, weben die Frauen auf traditionelle Art und Weise.

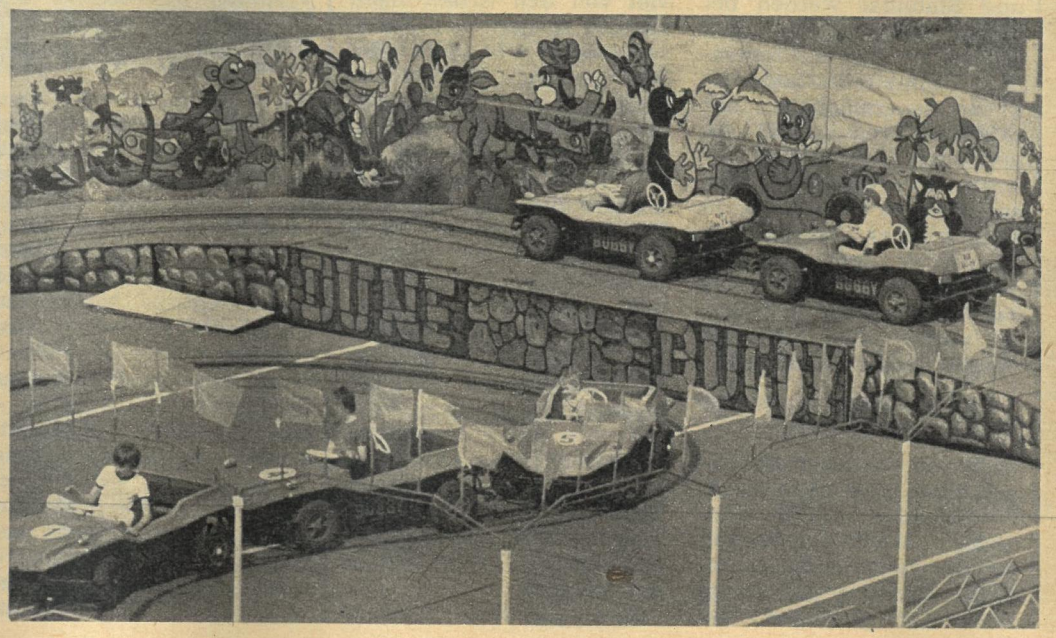


Jerewanroller

Der Spaß mit und auf dem Skateboard (Brettroller) gewinnt bei jungen Leuten der armenischen Hauptstadt Jerewan zunehmend an Popularität. Das spiegelglatte Areal vor der Oper gehört zu den Lieblingsplätzen der Skater. Ein rollender Kellner eines der zahlreichen Freiluft-Cafés soll bereits den Mokka auf dem Skateboard balancieren und servieren.

Ferienfreuden

Schon das elfte Mal gastiert im Vingis-Park der litauischen Hauptstadt Vilnius der Luna-Park aus der ČSSR. Seine Karussells lokken jetzt in der Ferienzeit die Kinder. Mehr als zehntausend Besucher sind es am Tag, die sich an den Attraktionen aus dem Bruderland erfreuen.



Im Zeichen des Äskulap

Das vietnamesische Gesundheitswesen zählt gegenwärtig 240 000 Mitarbeiter – 60 mal mehr als im Jahr 1945. Die Zahl der Ärzte stieg um das 350fache. Wie der Minister für Gesundheitswesen der SRV, Prof. Dr. Dang Hoi Xuan, zur Entwicklung der medizinischen Betreuung in Vietnam feststellte, gibt es im Land zwischen Rotem Fluß und Mekong ein dichtes Netz von Gesundheitseinrichtungen, das bis in entlegenste Ortschaften reicht. Mit Hilfe von insgesamt 10 600 medizinisch-sanitären Stützpunkten konnte erfolgreich eine Massenbewegung mit fünf Hauptzielen geführt werden: Verbesserung der hygienischen Bedingungen und Verhütung von Epidemien, effektive Geburtenregelung, Gewinnung von Heilkräutern und traditionellen Medikamenten, drastische Bekämpfung sozial bedingter Krankheiten. In den Jahren nach der Augustrevolution 1945 standen für die leidgeprüfte Bevölkerung Vietnams gerade etwa 50 Ärzte, 36 Apotheker und 3800 legal tätige Heilpraktiker zur Verfügung. Heute wirken in den größten Krankenhäusern der SRV über 17 000 Ärzte. Mehr als 3000 Assistenzärzte und 600 Apotheker arbeiten in den Kreiskrankenhäusern, und etwa 20 000 medizinische Fachkräfte sind in den Gesundheitseinrichtungen der Kreise und Gemeinden beschäftigt. Trotz der vielen Kriegsjahre hat sich die durchschnittliche Lebenserwartung der Bevölkerung ständig erhöht. Lag sie 1945 noch bei 32 Jahren, so beträgt sie heute für Männer 62 und für Frauen 66 Jahre. Die Säuglingssterblichkeit je tausend Geburten verringerte sich im selben Zeitraum von 300 bis 400 auf gegenwärtig 20,1. Das Netz medizinischer Einrichtungen zur Betreuung von Kindern wird weiter ausgebaut. Überall werden Krippen und Kindergärten eingerichtet, und an 41 Bildungsstätten Vietnams erhalten künftige Kindergärtnerinnen modernste wissenschaftliche Erkenntnisse auf ihrem Gebiet. Das Gesundheitswesen Vietnams verfügt darüber hinaus noch über 28 bedeutende Forschungseinrichtungen. Dazu gehören Institute für traditionelle Medizin, für Akupunktur, zum Schutz von Mutter und Kind sowie für Gerontologie.

Ulrich Zander

Millionenstadt an der Save

Belgrad sei eine typisch jugoslawische Stadt. Mit diesen Worten beginnt mein jugoslawischer Journalisten-Kollege Sinisa Ljepojeciv mir die Metropole seines Landes vorzustellen. Ich weiß damit zunächst nichts anzufangen. Eine Hauptstadt hat doch meist mehr Besonderheiten als Typisches? Doch Sinisas Antwort spielt auf etwas anderes an: Typisch insofern, weil hier alle Nationalitäten des Landes – Serbier, Kroaten, Slowenier, Leute aus Bosnien und der Herzegowina, Mazedonier und Montenegriner – zusammenwohnen. Hier vermischen sich Temperamente und Traditionen, bestimmen den Rhythmus einer Stadt, die nach wie vor unwiderstehlichen Reiz auf viele Jugoslawen ausübt. Allein schon Zahlen sprechen hier eine deutliche Sprache: 1945 – nach den bitteren Kriegsjahren – lebten 270 000 Menschen hier, heute sind es, die Vororte eingeschlossen, 1,7 Millionen. Und wenn man auf der Festung Kalamegdan steht, den Blick über die Stadt wandern läßt, dann sieht man, wie Belgrad „anbaut", wie moderne Wohngebiete entstehen. Allein 200 000 Menschen leben in Neu-Belgrad (Foto unten), im nach dem zweiten Weltkrieg gewachsenen Wohngebiet. Wie erklärt sich Belgrads Reiz? Wohl zuerst damit, daß besonders viele Jugendliche in die Hauptstadt aufbrechen: Universitäten, Theater, Kinos, das Großstadtleben von Belgrad (Weiße Stadt) locken, wo die Sangeslustigen vor allem in der warmen Jahreszeit sich in den Tavernen zu fröhlichen Runden finden und das Pflaster der Altstadt allemal gut ist für den Volkstanz. Jugoslawiens Regierung unternimmt viel, um diesen Hauptstadt-Trend in richtige Bahnen zu lenken. Insbesondere weil es schwer geworden ist, in Belgrad Arbeit zu finden. So sollen im Zeitraum des Fünfjahrplanes 1986 bis 1990 jährlich 27 000 Arbeitskräfte neu eingestellt und 7000 Wohnungen neu gebaut werden. Fragen, denen sich auch der XIII. Parteitag des BdKJ bekannte.

Jürgen Weidlich

● Erfahrenes

Man lebt nicht, damit am Ende Gras darüber wächst.
Jurij Brězan

● Persönliches

Einen 70 Kilo schweren Hecht fing der vierundsiebzigjährige Ungar Jozsef Rozsa aus Szeged. Der Raubfisch-Methusalem wurde in einer Csárda mit reichlichem Gewürz versehen und zu 300 Portionen Fischsuppe sowie diversen Fischfilets verarbeitet.

Tamara Smirnowa, seit 17 Jahren wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für theoretische Astronomie, hat im Laufe ihrer Tätigkeit bereits 66 kleine Planeten entdeckt und 52 davon auf die Namen oft unbekannter Helden des Großen Vaterländischen Krieges getauft, die damit in die Weltliste der Asteroiden und Planetoiden eingehen und unvergessen bleiben.

Zehn Jahre lang suchte Rustam Tachirow, Restaurator aus Chiwa in Usbekistan, nach dem Rezept, mit dem die alten Meister die glänzenden Kachelplatten der Bauwerke von Samarkand und Buchara fertigten. Endlich entdeckte er ein Fixiermittel – gewonnen aus einer Wüstenpflanze –, das den Mineralfarben Glanz und Haltbarkeit verleiht.

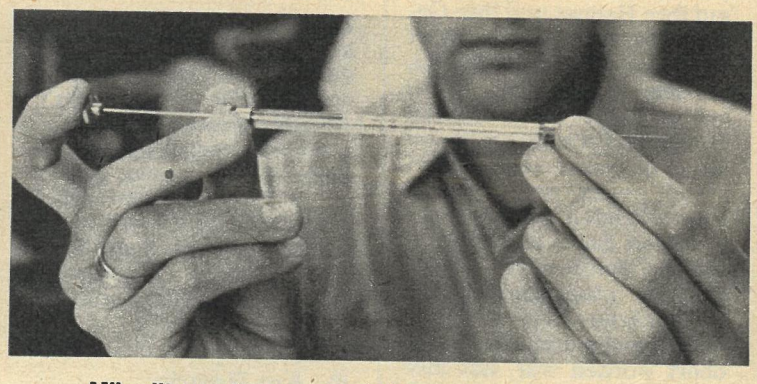
● Am Rande

Nebelkrähen fressen gern Walnüsse. Doch nicht immer gelingt es ihnen, sie zu knakken. In solchen Fällen werden die „harten Nüsse" in der Erde vergraben, wo sie nach einer bestimmten Zeit platzen. Die Krähe braucht jetzt nur noch an dem Trieb zu ziehen und hat damit die Nuß. Doch viele Nüsse bleiben versteckt, weil die Vögel vergeßlich sind. Auf diese Weise ist unweit des Instituts für Ölkulturen in Krasnodar ein ganzer Nußbaumhain gewachsen.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: H. Obuchoff, APN, ČSTK, Fazekas, K. Jankauskas, ADN-ZB/Grubitzsch, Archiv Berliner Verlag; Zeichnung: R. Schwalme; Vignette: D. Schüler

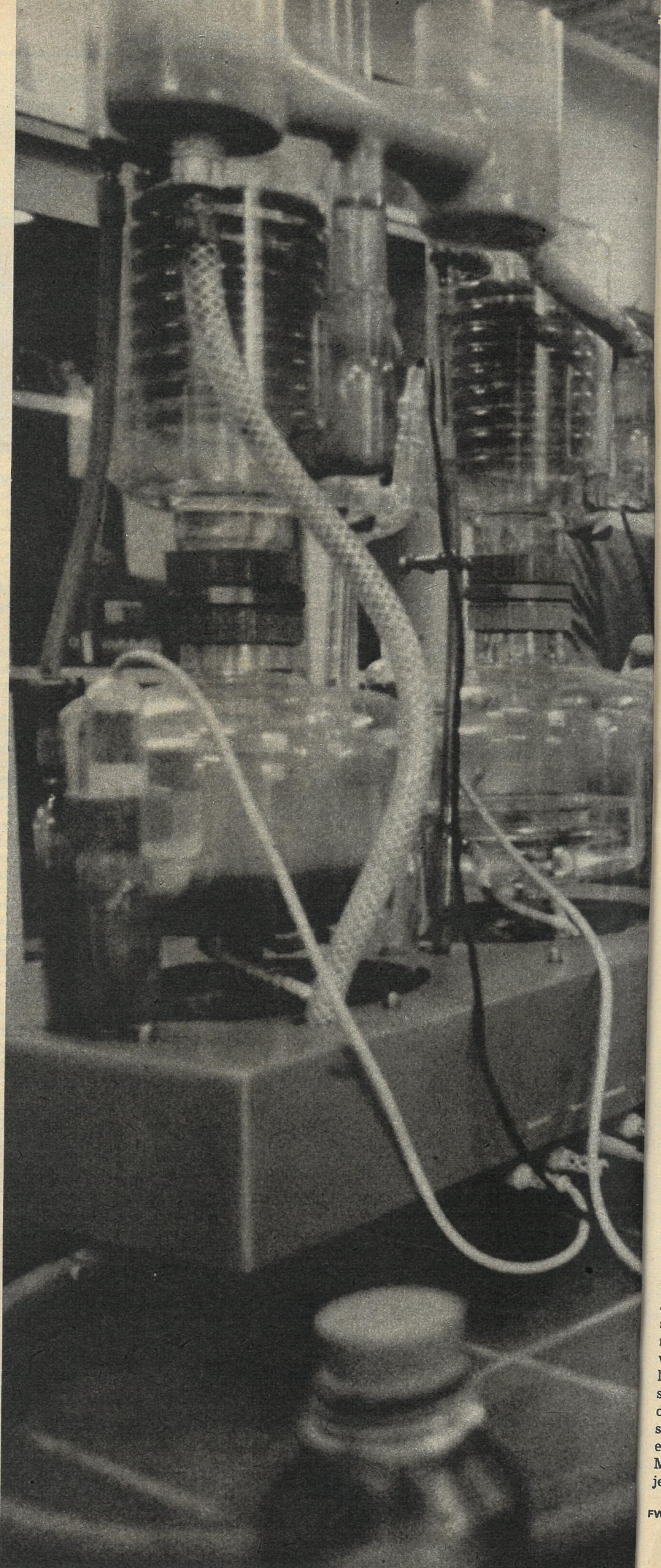
Aus-gefallene Einfälle

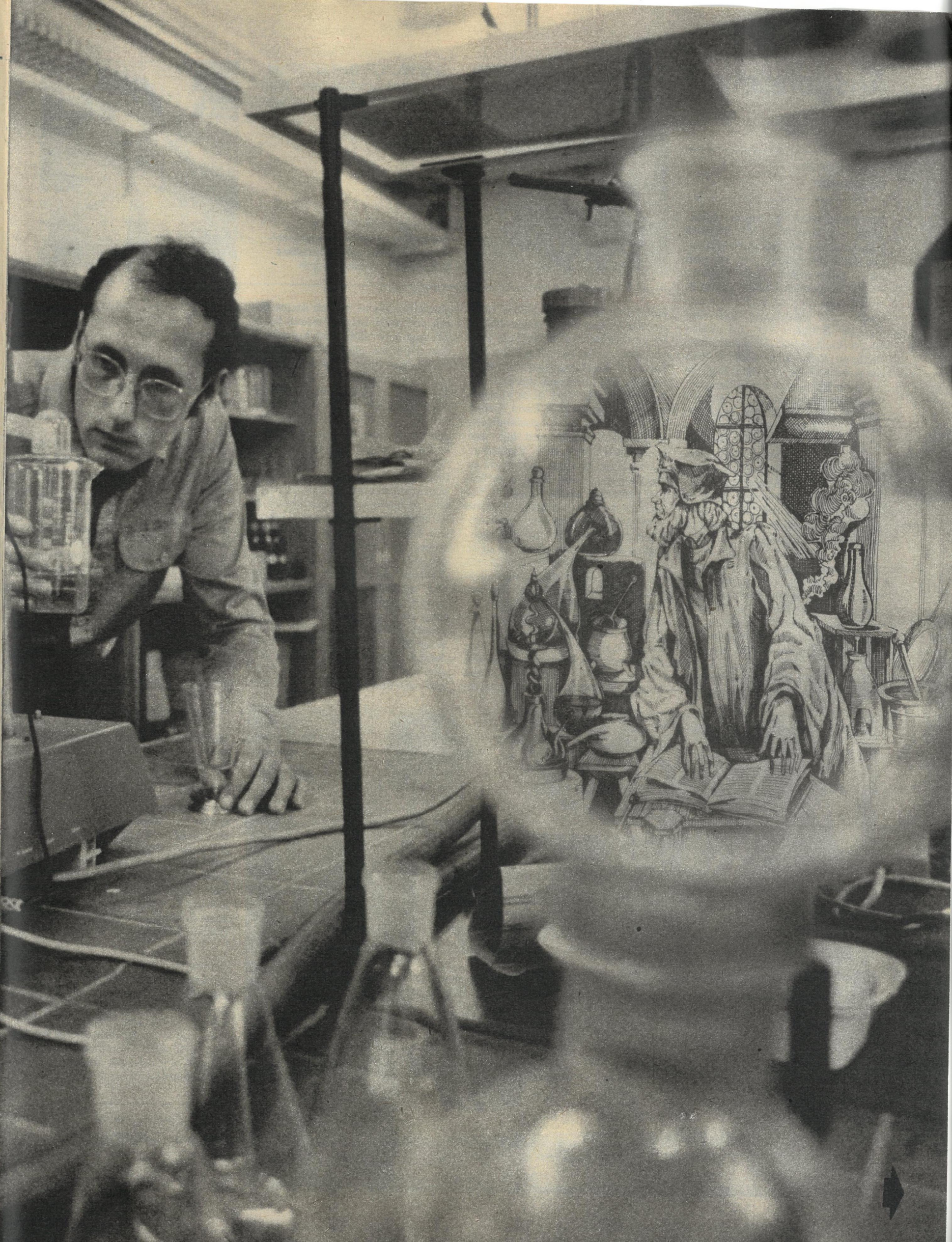
Was Erfinder übers Erfinden sagen



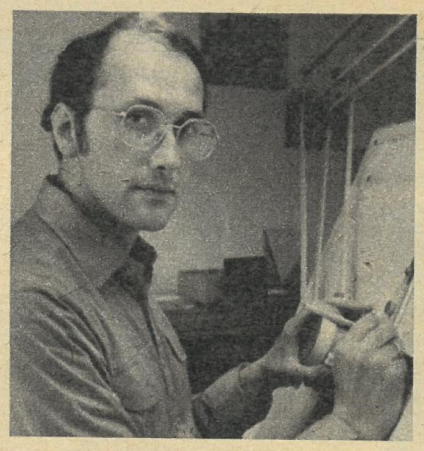
Mikroliterspritzen – ein Spitzenprodukt der Ilmenauer Glaswerker. Die Erfinder haben ihren Anteil daran.

Auf den ersten Blick glaubt man, Alchimisten, die nach Rezepturen aus überlieferten Büchern den Stein des Weisen suchen, sähen einem über die Schulter. Nichts da. Wir sind in einem modernen Labor. Versuchsreihen, programmiert, mit klaren Zielen. Zuversicht verdrängt die Zweifel. Mit Mühen nach Neuem suchend. Und dann das selig machende „Ich hab's gefunden!" In Ilmenau, Moskau und Sofia trafen FW-Reporter drei, die diese Phase bereits einige Male durchmachten und immer wieder neu erleben: Jürgen Schumm (rechts in seinem Versuchslabor), ein Ilmenauer Glasspezialist, Alexander Nassenkow, Konstrukteur im berühmten Moskauer Lichatschow-Werk und Rumen Atanassov aus dem Sofioter Institut für Elektrotechnik. Drei aus der immer größer werdenden Schar der Erfinder. Wie aber kommen sie zu ihren Einfällen, die etwas in Frage stellen, was bislang galt? Wie setzen sie ihre Ideen in die Praxis um? Wer hilft ihnen dabei und was steht im Wege? Nachdenken übers Schöpfertum ...





Ausgefallene Einfälle



„Das Wort Patent wirkt bei vielen wie ein Barriere. Wir müssen uns befähigen, sie zu überspringen."

Jürgen Schumm, 31 Jahre, Themenleiter in der Erzeugnisentwicklung Kombinat Technisches Glas Ilmenau, 9 Erfindungen

Pythagoras im Vorlauf

Im Betriebsteil Erzeugnisentwikkung des Kombinats Technisches Glas Ilmenau ist man guter Thüringer Erfindertradition des 19. und 20. Jahrhunderts verpflichtet. Franz Ferdinand Greiner stellte in seiner Glashütte als erster Thermometer und Glasinstrumente her. Conrad Röntgen ließ im nahen Stützerbach seine „Röntgenröhre" fertigen. Heinrich Geißler in Neuhaus entwickelte die nach ihm benannten Röhren, Quecksilber- und Wasserstrahlpumpen... – Wir begegnen einem aus der heutigen Ilmenauer Erfindergeneration: Jürgen Schumm. Er ist in Oehrenstock zu Hause, absolvierte dort zehn Klassen, dann folgten Betriebsschule, Beruf mit Abitur im Kombinat. Nach der Armeezeit nahm er ein Studium an der TH Ilmenau auf. Danach wurde er Erzeugnisentwickler im Kombinat.

★

„Eine Erfindung, an der ich mitwirkte, war die Vorrichtung zum Prüfen von Mikrolitерspritzen. Solche Spritzen werden in der Gascromatografie zur Stoffanalyse verwendet, auch in der Medizin. Für solche Untersuchungen benötigt man kleinste Mengen. Vom Liter ein Tausendstel, das ist ein Milliliter und davon noch einmal ein Tausendstel, das ist ein Mikroliter. Dabei muß eine Genauigkeit erreicht werden, die höchstens um ein Prozent abweichen darf. Eine Vorrichtung, die das prüfen kann, haben wir erfunden. Die ausländische Konkurrenz arbeitet mit zeit- und kostenaufwendigeren Verfahren, bis zu zehn Minuten dauert da so ein Vorgang. Unser ist in einer halben Minute abgeschlossen. Wir können damit praktisch die ganze Produktion überwachen, gleichbleibend gute Qualität und Zuverlässigkeit sichern. Wie kommt man zu solchen Ideen? Ich meine, durch die offene kritische Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Es passiert, daß mich eine technische Unzulänglichkeit ärgert. Da ich aber gerade in anderer Arbeit stecke, kann ich sie nicht sofort lösen. Verstärkt sich das Problem, dann läßt es mich nicht mehr los. Meist kommt die Idee zur Lösung an irgendeiner Stelle, wo ich nichts damit anfangen kann. Deshalb trage ich immer ein Notizbuch bei mir, in dem ich mir solche Einfälle notiere. Inzwischen habe ich auf diese Art eine eigene kleine ‚Ideenbank'.

Zu ersten ‚Erfindungen' haben mich als Kind solche Fernsehsendungen wie ‚Clown Ferdinand' angeregt. Da gab es immer was zu knobeln. In der Schule hatte ich hin und wieder auch mal gute Ideen. Ich erinnere mich an den Mathematikunterricht, in dem ich eine Aufgabe – wie sich hinterher herausstellte – nach dem Höhensatz löste. Der Lehrer hatte nichts weiter im Sinn, mich zu verdächtigen, mir den Pythagoras bereits im ‚Vorlauf' angeeignet zu haben. Das war absurd. Jedenfalls war ich ganz schön beleidigt...

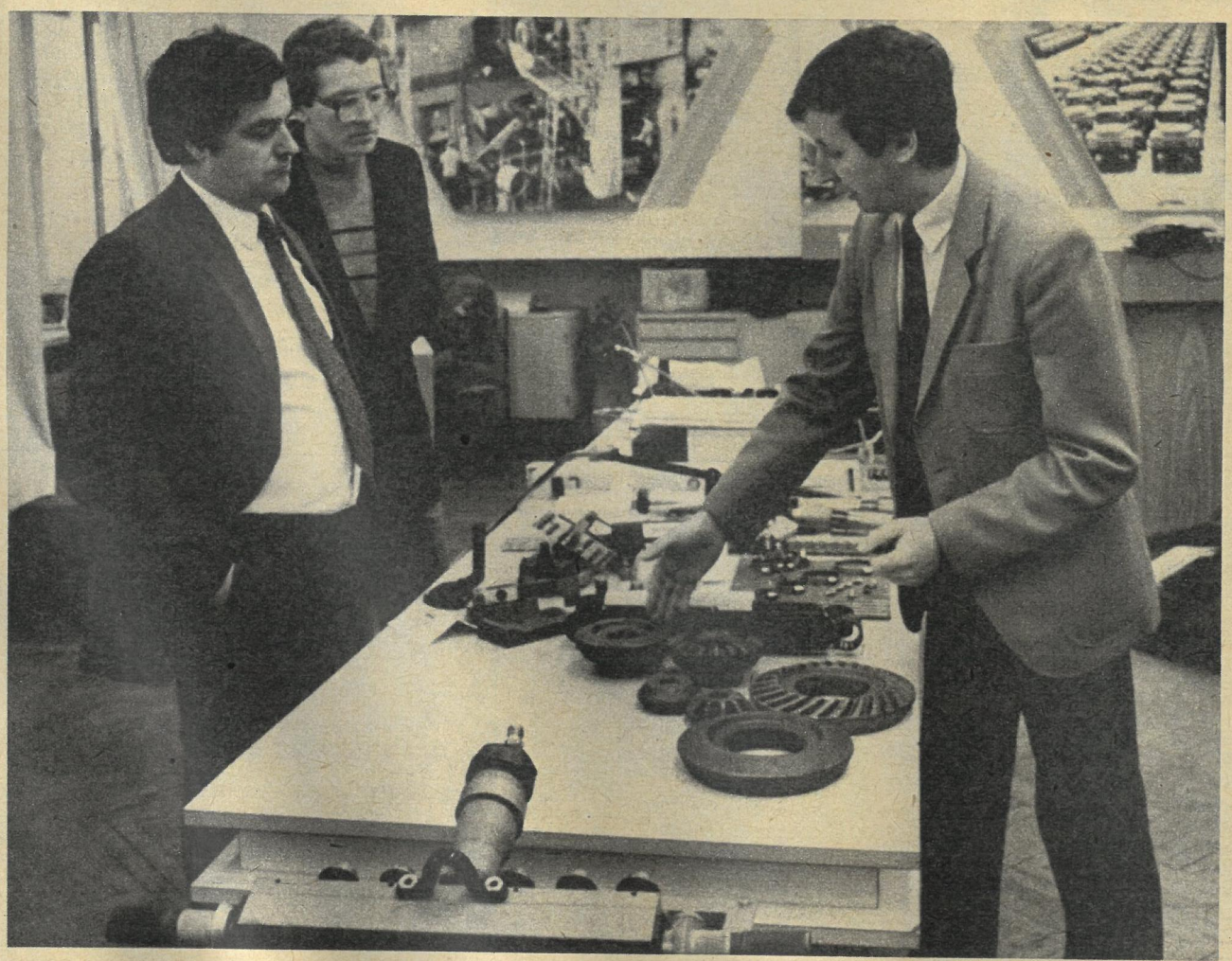
Eine sehr gute Erfinderschule ist unsere MMM. Ich habe einmal auf einer zentralen Messe einen Erfinderstand betreut. Da merkte ich, wie viele Ideen geboren werden, wie viele uns aber auch wieder verlorengehen, weil sie nicht patentrechtlich geschützt werden. Viele wissen gar nicht, wie aus einer Idee eine Erfindung wird. Vor dem Wort ‚Patent' da stehen viele stramm, empfinden es als Barriere. Da müssen wir rüber. Die Hochschulen müssen da besser vorbereiten, die Erfinderschulen der KdT leisten ein übriges dazu.

Ich hatte den Vorteil, daß ich zu einem auf der Patentstrecke sehr erfahrenen Kollegen gekommen bin. Kollege Hertsch hat mich gewissermaßen an die Hand genommen, mit mir zusammen das erste Patent gemacht. Durch diese Zusammenarbeit bin ich richtig reingewachsen. Ohnehin ist die Kollektivität beim Erfinden etwas ganz entscheidendes. Der einzelne kann ein noch so gutes Wissen haben, er schafft es aber nicht, im notwendigen Umfang an alles zu denken, alle möglichen Aspekte zu berücksichtigen, wie es ein sich gut ergänzendes Kollektiv kann, zumal bei der zunehmenden Verflechtung der Wissensgebiete...

Aus den Beschlüssen des XI. Parteitages der SED leitet sich die Verpflichtung ab, noch weit effektiver als bisher zu forschen, zu erfinden. Für mich als Genossen und Themenleiter hat das Konsequenzen, nämlich alle Möglichkeiten zu erschließen, um die Forschungszeiten weiter zu verkürzen, sparsamer mit den Mitteln umzugehen, den Forschungsaufwand weiter zu senken. Gleichzeitig ist auch immer die Wirkung einer Erfindung zu bedenken, legen wir doch mit der Forschung bereits den Grundstein für eine Senkung des künftigen Produktionsverbrauchs..."

★

In den letzten fünf Jahren wurden in der DDR 50 000 Erfindungen zum Patent angemeldet. Das sind soviel wie in den gesamten zehn Jahren zuvor. Der Nutzen aus den 1985 neu in die Produktion der zentral geleiteten Kombinate eingeführten Erfindungen beträgt rund 1,1 Milliarden Mark.



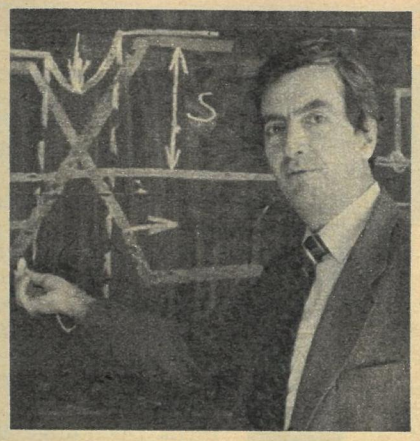
Zahnrad-Schau: Alexander Nassenkow stellt seine Erfindungen vor.

Leichter Wagen – schwere Arbeit

Im Moskauer Lichatschow-Automobilwerk gibt es etwa 9000 Neue-

„Der Weg zu erfinderischen Erkenntnissen beginnt mit Überlegungen darüber, wie man Bestehendes verändern kann."

Alexander Stepanowitsch Nassenkow, 39 Jahre, Konstruktuer im Autowerk SIL Moskau, 7 Erfindungen



„Erfindungen sind nicht das Ziel meiner Arbeit, sie sind immer ein Ergebnis bei der Lösung eines technischen Problems."

Rumen Atanassov, 46 Jahre, Stellvertretender Direktor des Instituts für Elektroindustrie Sofia, 25 Erfindungen

rer und 400 Erfinder. In ihrem Kulturhaus stellten sie unlängst aus, was ihnen in den letzten Monaten so alles in den Sinn kam. Darunter neue Werkzeuge und Werkstoffe, kühne konstruktive Lösungen für ein neues Fahrzeug, einen wirtschaftlichen, leistungsfähigen SIL-Lkw.

Einer der ausstellenden Erfinder heißt Alexander Stepanowitsch Nassenkow. Er lernte im Betrieb, arbeitete an der Fließstraße, besuchte gleichzeitig eine Technische Hochschule, wurde Konstrukteur und ist nun Mitarbeiter in einem zentralen Forschungslabor des Betriebes.

★

„Der neue Lkw war eine Herausforderung für uns Erfinder. Es ist ja fast alles neu an ihm. Es ging nicht nur darum, ihm einen energieökonomischen Dieselmotor einzusetzen, eine völlig neue konstruktive Lösung war nötig. Da flossen zahlreiche Erfindungen ein. 1985 haben wir fünfzig Testautos für den Probebetrieb gefertigt. Mal sehen, wie sie sich bewähren. Einige Teile habe ich mit zu verantworten, die neuen Zahnräder beispielsweise. Eine Aufgabe hieß, den Wagen leichter zu machen. Viele Abteilungen im Werk haben sich damit beschäftigt. Unsere Forschungsgruppe kam auf den Gedanken, die Zahnräder nach einem neuen Verfahren zu fertigen. Bisher wurden die Rohlinge für die Zahnräder gepreßt und danach die Zähne ausgeschliffen. Das brauchte Zeit, brachte Abfall, Nacharbeit war nötig. Wir entwikkelten ein Verfahren, bei dem die Zähne gleich mitgepreßt werden. 1000 Tonnen Metall konnten wir bis heute einsparen. Viele halfen unsere Idee umzusetzen: Partner von der Bauman-Hochschule in Moskau, vom Kiewer Paton-Institut…

Der neue Fünfjahrplan stellt hohe Anforderungen an das wissenschaftlich-technische Niveau. Es geht vorrangig um die Erhöhung des ökonomischen Nutzeffekts. Eine Maschine bleibt bei dem heutigen Entwicklungsstand der Technik nicht lange neu – drei, höchstens fünf Jahre. Deshalb entscheidet schnelles Reagieren, ein schnelles Überführen der Erfindungen in die Produktion über die Erfüllung oder Nichterfüllung unseres Planes. Wir haben dazu eine Forschungs- und Entwicklungsbrigade gebildet, in der Ingenieure und Produktionsarbeiter vertreten sind, die sich dieser Aufgaben annimmt und seit langem bewährt. Im Jahr werden bei uns im Betrieb etwa 5000 Neuerungen in die Produktion übergeleitet, etwa 100 bis 110 Erfindungen realisiert.

Die wichtigste Voraussetzung, um Erfinden zu können: Jeder muß auf seinem Fachgebiet ein Spezialist sein. Darauf kommt es zuerst an. Bei uns gibt es sogenannte Erfinderschulen. Das sind keine Lehreinrichtungen im üblichen Sinne. Die Unionsgesellschaft für Erfinder und Rationalisatoren veranstaltet im Rahmen dieser Schulen Lehrgänge, bei denen sie die Erfinder berät und unterstützt. Ich erhalte den Anstoß zu Ideen meist im Kollektiv, halte es für wichtig, daß sich eine Gruppe zusammenfindet und in der Diskussion Anstöße gibt für neue Lösungen. Finden muß man sie allein…"

★

In den letzten zehn Jahren wurden in der Sowjetunion rund 666 000 Urheberscheine (Patente für Erfindungen) vergeben. Die überwiegende Zahl an Erfindungen wird bei der Erfüllung planmäßiger Arbeiten zur Entwicklung neuer Technik gemacht.

Ein bißchen James Watt

Die Staatliche Wirtschaftsvereinigung ELPROM in Sofia produziert und liefert ein breites Sortiment elektrotechnischer Erzeugnisse. Es reicht von Kraftwerksgeneratoren bis zu Elektromotoren für Küchenmaschinen. Im eigenen Forschungsinstitut werden aber auch Antriebe für Roboter entwickelt, wird die automatisch arbeitende Fabrik konzipiert. Der Stellvertretende Direktor des Instituts, Rumen Atanassov – er arbeitet seit 1966 in dieser „Forschungsfabrik" und ist mit Auszeichnungen der internationalen Erfinderorganisation dekoriert – steuert einen Großteil der Entwicklungen dazu bei.

„Eine notwendige Vorbemerkung: Ende des zweiten Weltkrieges hatte Bulgarien auf elektrotechnischem Gebiet einige kleine Reparaturwerkstätten vorzuweisen. Da arbeiteten ein paar Ingenieure, die mal bei AEG oder Siemens ihr Brot verdienten. – Heute bestimmen wir in einigen Bereichen der Elektrotechnik durchaus die Entwicklung in der Welt mit. Ich weiß das von meinem Arbeitsgebiet, den elektrischen Antrieben. Es nimmt durch den Einsatz der Mikroelektronik eine schnelle Entwicklung, und wir müssen dranbleiben. Meine Erfindungen in den letzten drei Jahren beachten das. Gegenwärtig arbeite ich an Antrieben, die bei der Automatisierung der Produktion helfen sollen.

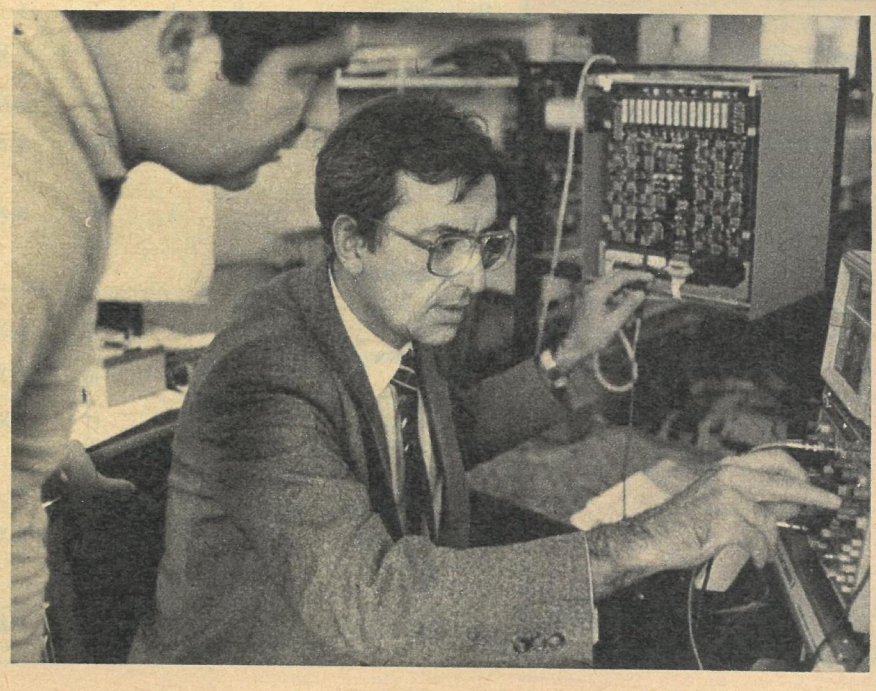
Erfinden, das ist harte Arbeit. Oft sitze ich da, überlege, probiere, knoble über eine Geschichte, ein oder zwei Monate lang, aber es kommt nichts Geniales heraus. Dann unterbreche ich scheinbar die Suche, gebe mich erst einmal mit einer traditionellen Lösung zufrieden, damit die Dinge weiterlaufen können. Aber in Wirklichkeit geht mir das Problem nicht mehr aus dem Kopf. Ich trage es förmlich mit mir herum. Und dann geht es mir ein bißchen so wie James Watt, dem ja bei einem Spaziergang wesentliche Ideen zur Konstruktion seiner Dampfmaschine ‚zugeflogen' sein sollen. Denn ich habe festgestellt, daß der Alltagstrubel im Institut kaum neue Ideen fördert. Er bereitet sie allenfalls vor. Die eigentliche Lösung finde ich meist fern vom Labor, im Urlaub, an der See, im Gebirge. Das Schöpfertum ist ein rein individueller Prozeß. Später verlangt das Erdachte aber unbedingt eine kollektive Bereicherung, denn eine Idee braucht immer eine Überprüfung in der Praxis. Auch Kritik, warum nicht? Oft beklagen sich Erfinder, daß sie mit ihren Ideen auf Widerstand stoßen, ihnen mit Skepsis begegnet wird. Für mich ist das keine negative Erscheinung, im Gegenteil, es ist ein notwendiger Faktor in der schöpferischen Tätigkeit. Ein Erfinder muß seine Ideen auch durchsetzen können?

Fürs Erfinden gibt es kein Rezept. Aber unter den vielen Faktoren gibt es einen entscheidenden: Einen Erfinder zeichnet aus, daß er an die Probleme unkonventionell herangeht! Er muß das Wesen einer Sache aus einer anderen als sonst üblichen Sicht sehen. Das kann einem niemand beibringen, das kann man sich nur selbst anerziehen. In jeder Art Tätigkeit erreichen nur diejenigen erfinderische Erfolge, die imstande sind, sich selbst zu bilden und ständig weiterzubilden. Gleichzeitig ist es wichtig, die Erfindertätigkeit überall zu fördern, die schöpferische Tätigkeit der Ingenieure ist schließlich unerhört wichtig für die Gesellschaft. Die Grundlage jeder Entwicklung ist heute die Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution, da reicht es nicht mehr, nur eine Idee zu gebären, man muß zugleich nach ihrer schnellen Realisierung suchen, soll sie einen hohen Nutzen für die sozialistische Gesellschaft bringen…"

★

In Bulgarien sind im vergangenen Fünfjahrplanzeitraum 3800 Erfindungen patentiert worden. Jeder fünfte Erfinder arbeitet an einer Hochschule oder an der Akademie.

Text: Wolfgang Tautenhahn
Fotos: V. Hohlfeld (3), D. Christel (2), W. Tautenhahn (2), Fotomontage: Knoch/Matzke



Elektronik-Labor: Der Forschungsbereich Rumen Atanassovs.

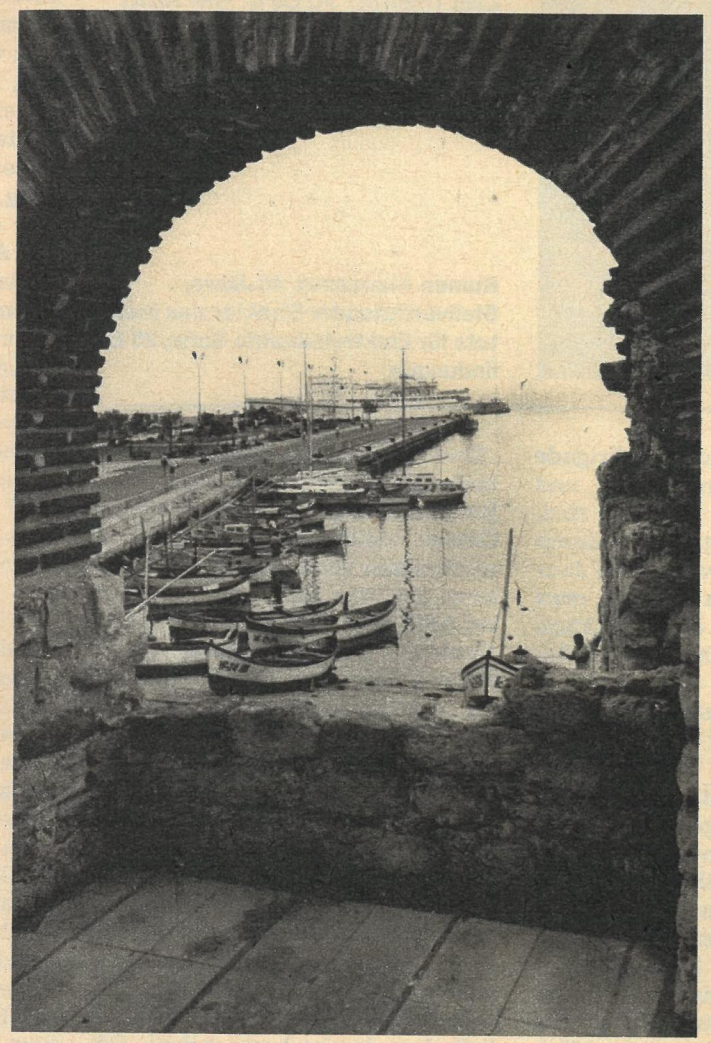
FREIE WELT

Oktober kommt vom lateinischen ‚octo' her, und das heißt acht. Erst seit Cäsars Reformen ist er der zehnte Monat des Jahres und der zweite Herbstmonat dazu. Dieser Weinmonat hatte im deutschen noch eine schöne, bildhafte Bezeichnung Gilbhard. Wenn die Ahornbäume in goldfarbenem Laub stehen, beginnt für pfiffige Touristen die schönste Reisezeit. Überfüllte Züge, massenhafter Andrang an den Platzkartenschaltern, heulende Kinder und wütende, schwitzende Väter ... All diese Symptome der sommerlichen Hochsaison, vergessen, vorbei.
Anfang des Monats Juni haben die Zweigstellen des Reisebüros der DDR die Reisewünsche entgegenzunehmen begonnen. Aus den traditionellen Routen haben wir einige

Vorschläge von Intourist empfehlen lassen. Es sind nicht nur die bekannten Ziele, und die Liste kann auch nicht vollständig sein. Aber Sie sollten die kleinen Städte nicht links liegenlassen. Vor allem werden auch jene Reisen aufgeführt, die thematisch bestimmt sind oder die Alleinstehende unternehmen können, wenn sie weihnachtsselige oder silvestrige Stimmungen daheim nur schwer ertragen mögen. Und es ist überhaupt nicht abwegig, einmal im Dezember nach Sotschi zum Baden zu fahren. Sie werden weder über Recorder-Musik, noch über Sonnenbrand zu klagen haben!

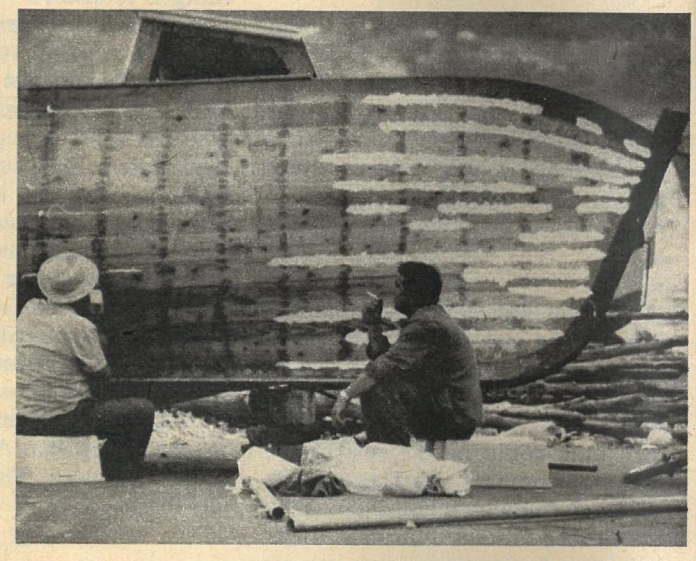
D. H.

Fotos: V. Hohlfeld (2), M. Schachbasjan/TASS, Tschistjakow/APN
Redaktion: Dieter Heimlich



Vater Balkans Riesenstein

Meerjungfrauen trieben mit dem alten Vater Balkan, der hingestreckt in der Sonne lag und die Zehen behutsam ins kühle Naß tauchte, ihren Schabernack. Sie planschten wild im Wasser, peitschten es zu hohen Wellen auf. Die kalte Flut näßte dem Alten kräftig die Beine. Wütend sprang er auf, griff sich den nächstliegenden Gipfel seiner Berge, stieß ihn den Hang hinab, um die Nixen zu verscheuchen. Die Felsmassen stürzten ins Meer, zersprangen – und blieben, nah vorm Ufer, liegen. Wann genau das geschah, weiß die Legende nicht. Doch ungefähr vor einigen Jahrmillionen muß es gewesen sein, meinen die Experten. Der alte Fischer, den seine Kollegen ehrfurchtsvoll Baj Georgi nennen – und der mir, beim Netzeflicken am Bootskai von Alt-Nessebar die Geschichte erzählte –, gab sich felsenfest davon überzeugt, daß sowohl die Legende als auch die Experten recht haben.
Seit langem schon ist Vater Balkans „Riesenstein", der zum Eiland wurde, vermessen: 800 Meter reckt sich die Insel ins Meer; an ihrer breitesten Stelle mißt sie rund 300 Meter. Im Verlauf der Zeit lagerte das Meer Steine und Sand zwischen Eiland und Ufer, bildete eine Furt. Irgendwann schütteten Menschen darauf einen schmalen Damm – durch die Jahrhunderte wiederholt verbreitert. Im geschwungenen Bogen schwingt sich der Isthmus, der heute eine zweispurige Asphaltstraße trägt, zwischen Küste und Insel.
Ziemlich sicher vor dreieinhalb Jahrtausenden entzündeten Menschen erstmals ihre Herdfeuer auf dem Ei-



Reiseziel	H/M*	Kat.	Tage	Monat	B/F**	Preis ab M
Städtekurzreisen						
Moskau	H	I	6	X–XII	F	970,–
Moskau–Krasnodar–Moskau	H	I	7	X	F	1280,–
Moskau–Susdal–Moskau	H	I	8	X–XII	F	1050,–
Moskau–Iwanowo–Moskau	H	I	6	X–XII	F	1090,–
Moskau–Charkow–Moskau	H	I	7	X	F	1185,–
Leningrad–Uljanowsk–Leningrad	H	I	8	X–XII	F	1235,–
Moskau–Kiew	H	I	7	X	F bzw. F/B	1040,–
Kiew	H	I	6	X–XII	F	860,–
Kiew–Kischinjow–Kiew	H	I	8	X	F	1100,–
Brest–Minsk	H	I	6	X, XI	B bzw. B/F	700,–
Moskau–Minsk und umgekehrt	H	I	8	X–XII	F bzw. B/F	1080,–
Moskau–Kalinin–Leningrad	H	I	8	X–XII	F	1120,–
Städtereisen europäischer Teil						
Leningrad–Vilnius–Minsk–Kiew	H	I	12	X–XII	F	1350,–
Moskau–Iwanowo–Moskau	H	I	10	X–XII	F	1310,–
Leningrad	H	I	11	X, XI	F	1360,–
Kiew–Rostow/D.–Wolgograd–Leningrad	H	I	9	X	F	940,–
Moskau-Smolensk–Brest	H	I	10	X	F	1310,–
Kiew–Lwow–Tschernowzy–Kischinjow–Kiew	H	I	11	X, XI	F	1350,–
Kiew–Saporoshje–Charkow–Moskau	H	I	10	X	F bzw. F/B	1250,–
Moskau–Charkow–Poltawa–Kiew	H	I	10	X, XI	F	1320,–
Kiew–Kischinjow–Rostow/D.–Krasnodar–Kiew	H	I	12	X	F bzw. F/B	1340,–
Leningrad–Krasnodar–Donezk–Kiew	H	I	11	X	F	1380,–
Moskau–Donezk–Krasnodar–Leningrad	H	I	10	X	F	1420,–
Moskau–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Telawi–Jerewan–Kiew	H	I	16	X	F	1750,–
Leningrad–Min. Wody–Naltschik–Ordshonikidse–Telawi–Tbilissi–Baku–Tbilissi	H	I	15	X	F	1820,–
Leningrad–Baku–Scheki–Telawi–Tbilissi	H	I	15	X	F	1820,–
Städtereisen asiatischer Teil/Kasachstan/Sibirien						
Moskau–Taschkent–Tschimkent–Dshambul–Alma Ata–Moskau	H	I	14	X, XI	F	1930,–
Moskau–Karaganda–Alma Ata–Duschanbe–Taschkent–Moskau	H	I	13	X	F	1940,–
Moskau–Frunse–Alma Ata–Duschanbe–Taschkent	H	I	15	X–XII	F	2030,–
Moskau–Taschkent–Schachrissabs–Samarkand–Duschanbe–Aschchabad–Moskau	H	I	14	X–XII	F	1950,–
Moskau–Duschanbe–Aschchabad–Taschkent–Tschardshou–Taschkent	H	I	13	X, XI	F	2000,–
Moskau–Chabarowsk–Irkutsk–Bratsk–Moskau	H	I	14	X–XII	F	2220,–
Erholung Küstenorte						
Jalta	H	I/Erh.	8	XI, XII	F	1135,–
Jalta	H	de luxe	15	X–XII	F	2065,–

land. Thraker waren es, und sie nannten ihre Meeressiedlung *Menebria* (Mene's Stadt). – Ein Jahrtausend später, nach antiken Quellen genau im Jahre 510 v. u. Z., wurden dorische Griechen, die ihren übervölkerten Städten am Peloponnes den Rücken kehrten – oder kehren mußten –, hier seßhaft, ungeklärt freilich, ob friedlich oder gewaltsam. Sie handelten mit Kupfer, Salz und dem schon von Homer gerühmten thrakischen Wein. Ihr Insel-Stadtstaat *Mesemvria* prägte eigene Bronze- und Silbermünzen (bis hoch zur Donau werden sie noch heute gefunden).

Wer durch die engen, schattigen, von malerischen, horstähnlichen Häusern gesäumten Gassen Alt-Nessebars geht, vorbei an Mauern aus archaischer Zeit, spürt den Hauch der Geschichte: Thraker und Griechen, Makedonier und Kelten, Römer, Byzantiner, Slawobulgaren – und zwischendurch noch manche andere – wechselten sich im Besitz der Stadt ab. „Im Februar 1453 wurde Nessebar von den Türken erobert", vermerkt das Geschichtsbuch der Stadt. Doch im Gegensatz zu anderen bulgarischen Städten gewährten Sultans-Fermane der osmanischen Inselstadt *Mesemwri* – die ein bedeutender Seeumschlagplatz war und blieb – das Recht, daß die Kirchen nicht Moscheen weichen mußten. Es soll zu jener Zeit auf dem Eiland nicht weniger als 48 Kirchen und Kapellen gegeben haben – allesamt gebaut von Byzantinern oder Slawobulgaren (letztere hatten den Namen der Insel zu Nessebar gewandelt). Der Zahn der Zeit, insbesondere aber das verheerende Erdbeben von 1913, stürzten die meisten der ehrwürdigen, stolzen Mauern…

Um für die einstige Pracht Alt-Nessebars nur ein Beispiel zu nennen: Als Mitte der 60er Jahre Restauratoren im Innern der Kirche Sweti Stefan (Heiliger Stephan) begannen, in mühevoller Arbeit die Fresken aus dem 16. bis 18. Jahrhundert freizulegen, gerieten sie bald zu der sensationellen Entdeckung, daß in dem – zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert errichteten – Sakralbau 258 Motiv-Ensembles mit mehr als 1000 einzelnen Figuren die Innenwände zieren…

Nah ist Slantschew Brjag, die „Sonnenküsten"-Ferienstadt, und in jeder Saison ergießt sich ein Strom von rund einer halben Million Besuchern auf die Insel, die – vom ersten bis zum letzten alten Stein – von der UNESCO in die Liste jener Weltkulturgüter eingetragen wurde, die zum Besitz der gesamten Menschheit gehören… *Helmuth Reich*

IM MATENADARAN
Am Ende des Lenin-Prospekts zu Jerewan steht ein würfelförmiger Palast, der Matenadaran. 14 000 alte Handschriften werden darin aufbewahrt und einige Kostbarkeiten auch öffentlich gezeigt. Übrigens: Nach Jerewan fliegt wöchentlich eine Maschine im Direktverkehr von Berlin aus.

Ein Küßchen zwischen Ähren – wer spricht da schon von Mähren?

Sotschi/Zentrum	H	I/Erh.	8	XI, XII	F	1260,–
Sotschi/Dagomys	H	I/Erh.	8	XI, XII	F	1260,–
Moskau–Sotschi/ Dagomys–Moskau	H	I/Erh.	26	X–XII	F	2245,–
Erholung Gebirge						
Dombai	H	I/Erh.	15	XI, XII	F	1560,–
Kombinierte Reisen						
Sotschi/Z. Hotel „Moskau"– Rostow–Moskau	H	I/Erh.	12	X	F	1570,–
Moskau–Charkow– Sotschi/Z. Hotel „Moskau" u. umgekehrt	H	I/Erh.	12	X	F	1560,–
Sotschi/A. Hotel „Horizont"–Noworossisk– Krasnodar–Kiew	H	I/Erh.	15	X	F	1655,–
Kiew–Donezk–Krasnodar– Sotschi/A. Hotel „Priboj"	H	I/Erh.	15	X	F	1670,–
Krasnodar–Kiew– Sotschi/A. Hotel „Horizont"–Krasnodar–Rostow/D.– Moskau	H	I/Erh.	15	X	F	1755,–
Moskau–Baku–Tbilissi– Sotschi/Z. Hotel „Moskau"	H	I/Erh.	16	X	F	1965,–
Sotschi/A. Hotel „Horizont"– Krasnodar–Jerewan	H	I/Erh.	15	X	F	1850,–
Freundschaftsflüge						
Freundschaftsflug Moskau	H	I	7	X,XI	F	1100,–
Freundschaftsflug Leningrad	H	I	7	X,XI	F	1000,–
Touristenzüge						
Vilnius–Leningrad– Moskau	H	I	11	X	B	1050,–
Leningrad	H	I	9	X,XI	B	800,–
Vilnius–Leningrad	H	I	9	X–XII	B	950,–
Vilnius–Leningrad– Tallinn	H	I	13	XI	B	1100,–
Thematische Reisen						
„Belorussischer Musikherbst" Minsk	H	I	6	XI	B	820,–
„Winzerreise" Moskau–Kischinjow–Moskau	H	I	8	X	F	1430,–
„Architekturreise" Moskau–Vilnius–Leningrad	H	I	12	X–XII	F	1460,–
„Reise für Liebhaber der angewandten Kunst" Brest–Minsk	H	I	6	X	B/F	700,–
„Reise für Liebhaber der Malerei" Moskau–Leningrad	H	I	8	X–XII	F	1200,–
„Reisen anläßlich der Silberhochzeit" Jalta	H	de luxe	15	XI, XII	F	2120,–
„Reisen für Alleinstehende"						
● Sotschi/Dagomys	H	I/Erh.	8	XI, XII	F	1260,–
● Zum Weihnachtsfest nach Moskau–Leningrad	H/M	I	8	XII	F	1200,–
● Zum Jahreswechsel nach Leningrad–Tallinn– Leningrad	H/M	I	9	XII	F	1400,–
„Russischer Winter"						
Moskau	H/M	I	7	XII	F	1250,–
Leningrad	M	I	6	XII	F	1150,–
Moskau–Susdal–Moskau	H	I	8	XII	F	1350,–
Moskau–Irkutsk–Moskau	H	I	8	XII	F	1800,–
Leningrad–Nowgorod– Leningrad	H/M	I	8	XII	F	1300,–
Vilnius–Leningrad	H/M	I	9	XII	B/F	1150,–
Leningrad–Tallinn– Leningrad	H/M	I	9	XII	F	1400,–
Leningrad–Riga– Leningrad	H/M	I	9	XII	F	1410,–
Riga–Leningrad	H/M	I	9	XII	B/F	1050,–

* H = Hotel, M = Motel ** B/F: B = Bahn, F = Flug

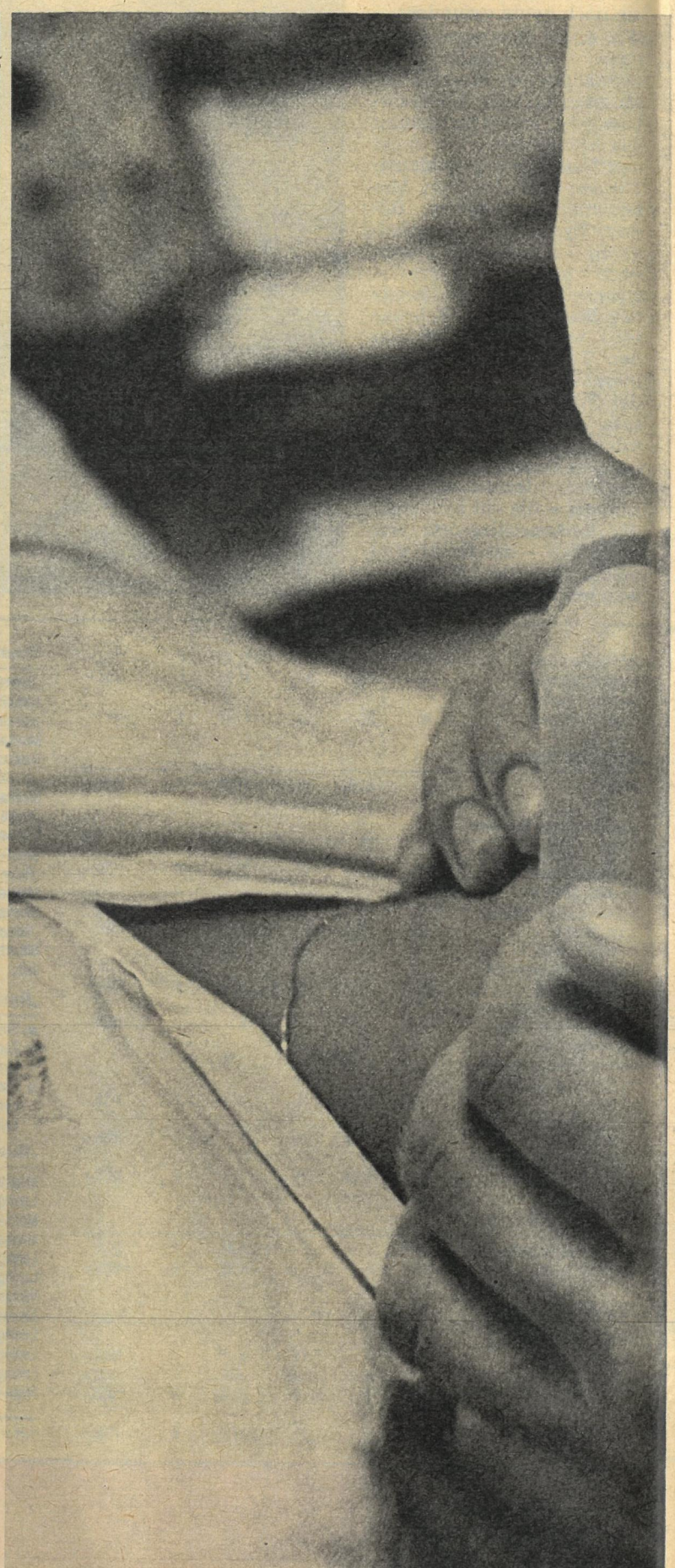
Gewonnen!

Seit unserer Ankündigung im Heft 8/1986, daß unter den Anfragen zum Thema Reise-Recht Sachpreise ausgelost werden, hat sich der Stapel von Zuschriften erhöht. Es sind nicht nur die oft wiederholten Fragen „Was passiert, wenn?", es sind interessante Anregungen dabei. Dafür braucht es natürlich etwas Zeit, um sie juristisch einwandfrei beantworten zu lassen. Wir sammeln weiter, die Chancen sind weiter gegeben, sich für die nächste Reise mit einer schönen Tasche von der FREIEN WELT versehen zu lassen. Zum Beispiel. Eine solche Reisetasche geht in den nächsten Tagen an *Brigitte Kunze* in der Karenzer Straße, Conow, 2806. Herzlichen Glückwunsch! Frage und Antwort in einer der nächsten Ausgaben!

WIR HABEN

Wenn Männer Kinder kriegen... Von seinen Nerven hin und hergerissen nahm Aiwars Kranzmanis gegen zehn Uhr abends entschlossen das Heft des Handelns in die Hand. Er zog seinen Mantel an. Mit einem energischen Ruck griff er den kleinen Koffer, in dem schon seit Tagen alles Nötige war: Waschzeug, Bademantel, ein frisches, buntes Kleid...

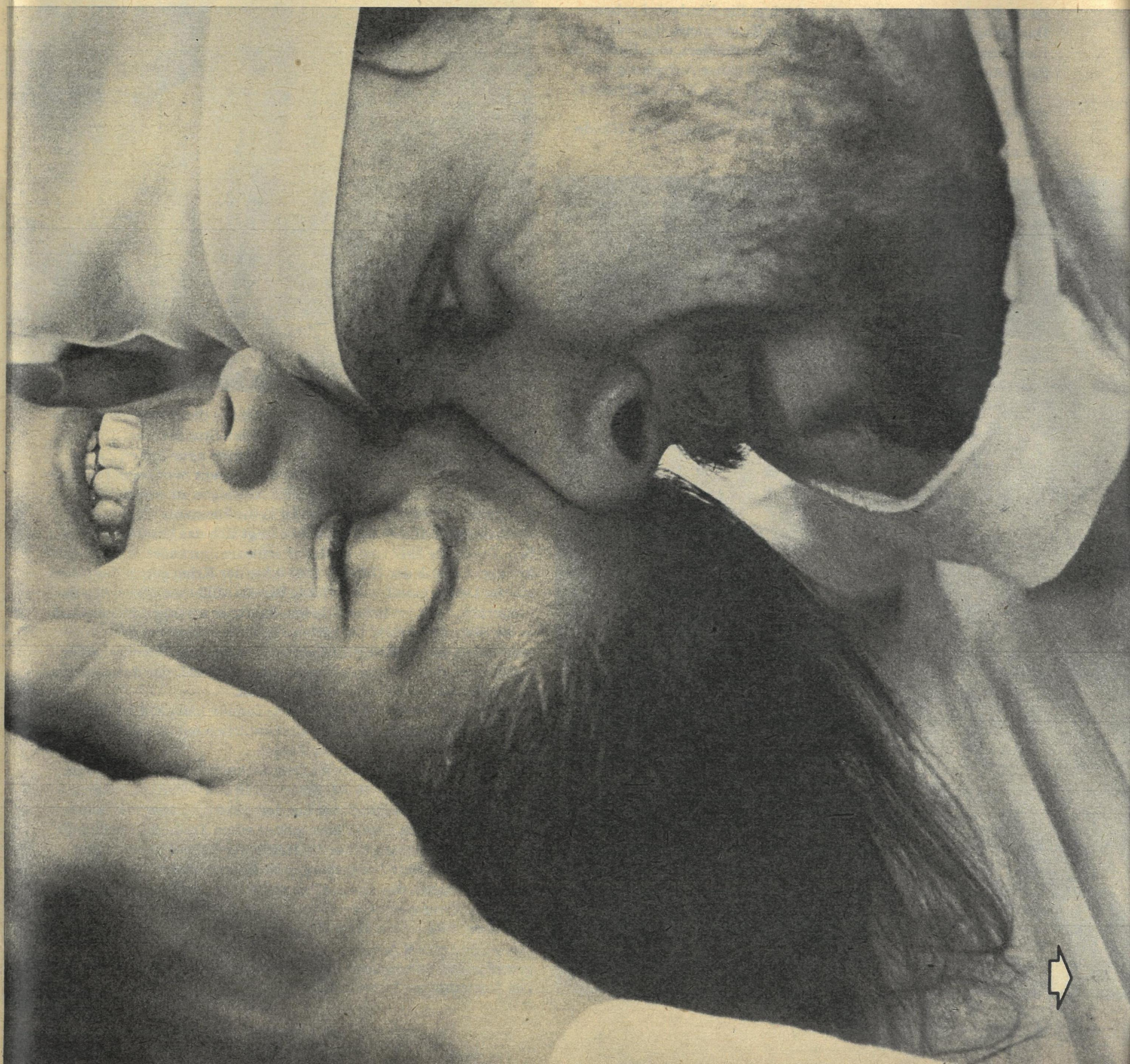
Zärtlich sagte er zu seiner Frau: „Ich bin soweit. Wir können jetzt fahren..."
Sie lächelte ihm zu. Liebevoll, beruhigend. So, als würde sie einem Kind zulächeln. Mein Gott, dachte sie, wie nervös er ist. „Es ist noch nicht soweit", sagte sie dann. „Ich sage Dir schon rechtzeitig Bescheid."



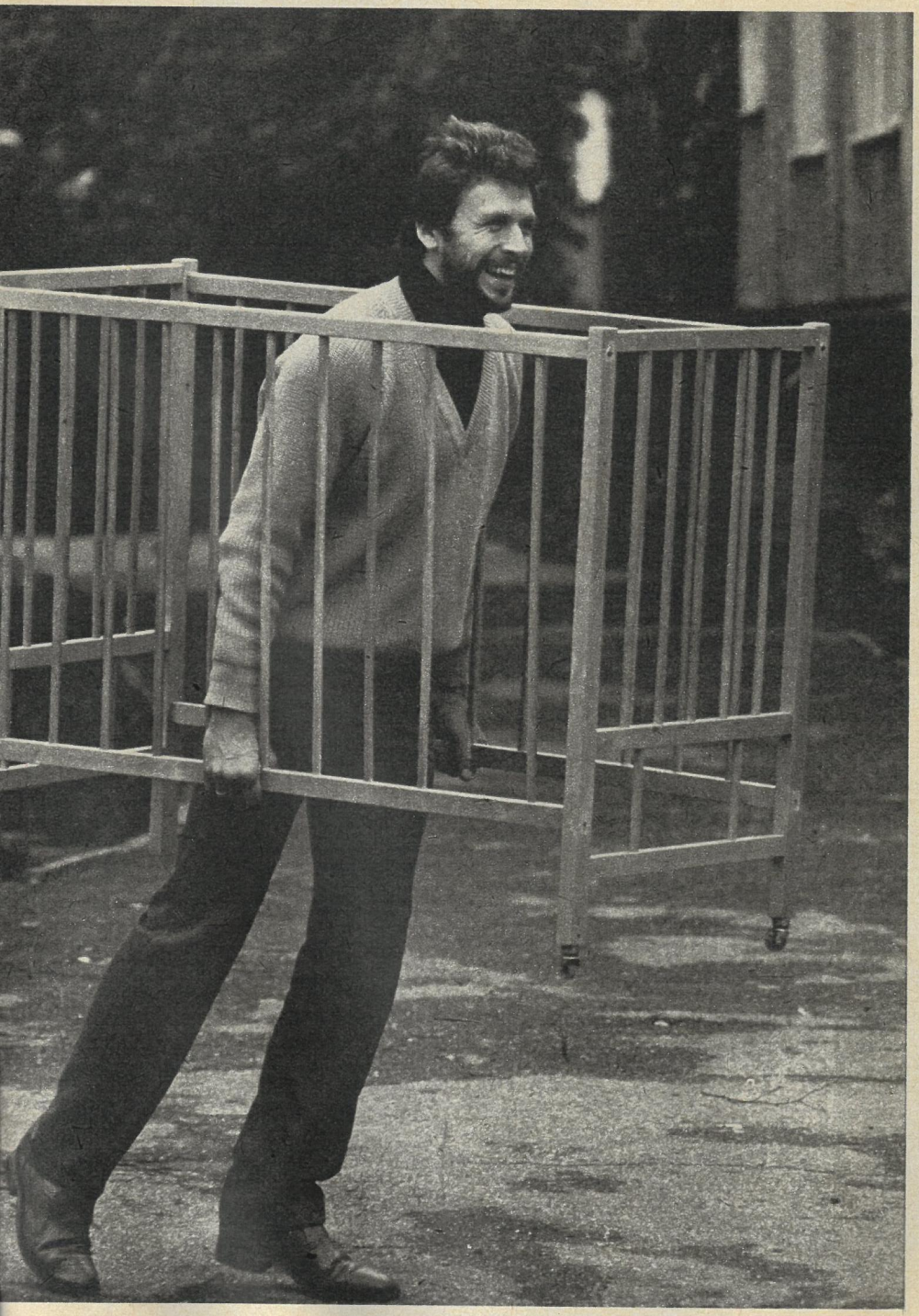
EINEN SOHN

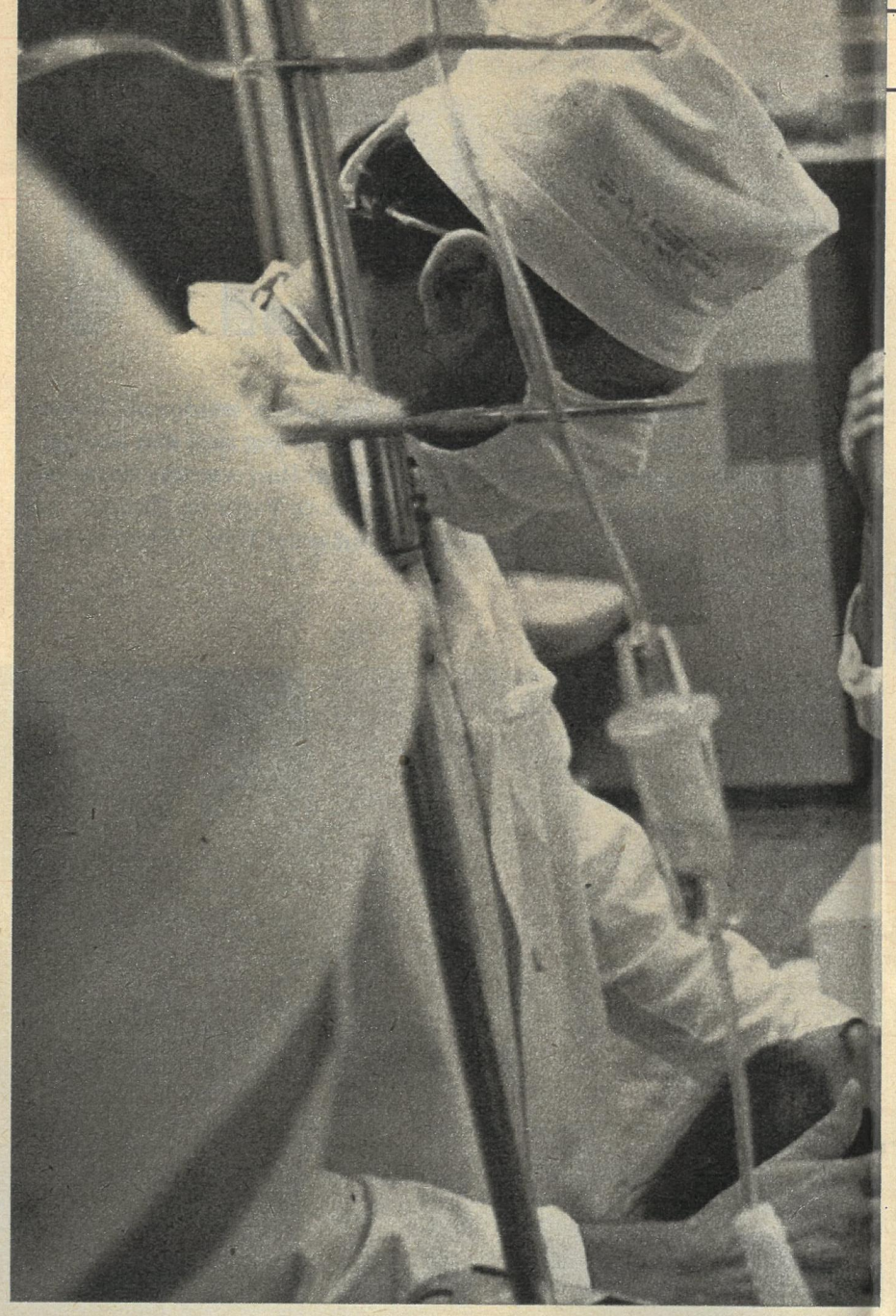
Seufzend stellte Aiwars Kranzmanis den Koffer wieder ab. Diese Warterei... Es war zum verrückt werden. Er zog sich den Mantel aus. Wo seine Frau nur die Ruhe hernahm! Ihm war das schleierhaft. Mit großen Schritten lief der werdende Vater im Zimmer auf und ab. Aus unruhigen Augen sah er auf seine Frau. Wann endlich ist es soweit...

Kurz vor Mitternacht sprach sie das erlösende Wort. „Ich glaube, wir sollten jetzt ins Krankenhaus fahren." Behutsam nahm er seine Frau beim Arm. Mit großer Vorsicht, als wäre sie aus Porzellan, half er ihr beim Einsteigen in den Wagen. Dann sprang er selbst hinein. Da er befürchtete, zu spät zu sein, drückte er ordentlich auf die Tube. An der nächsten Kreuzung stoppte ihn ein Funk-

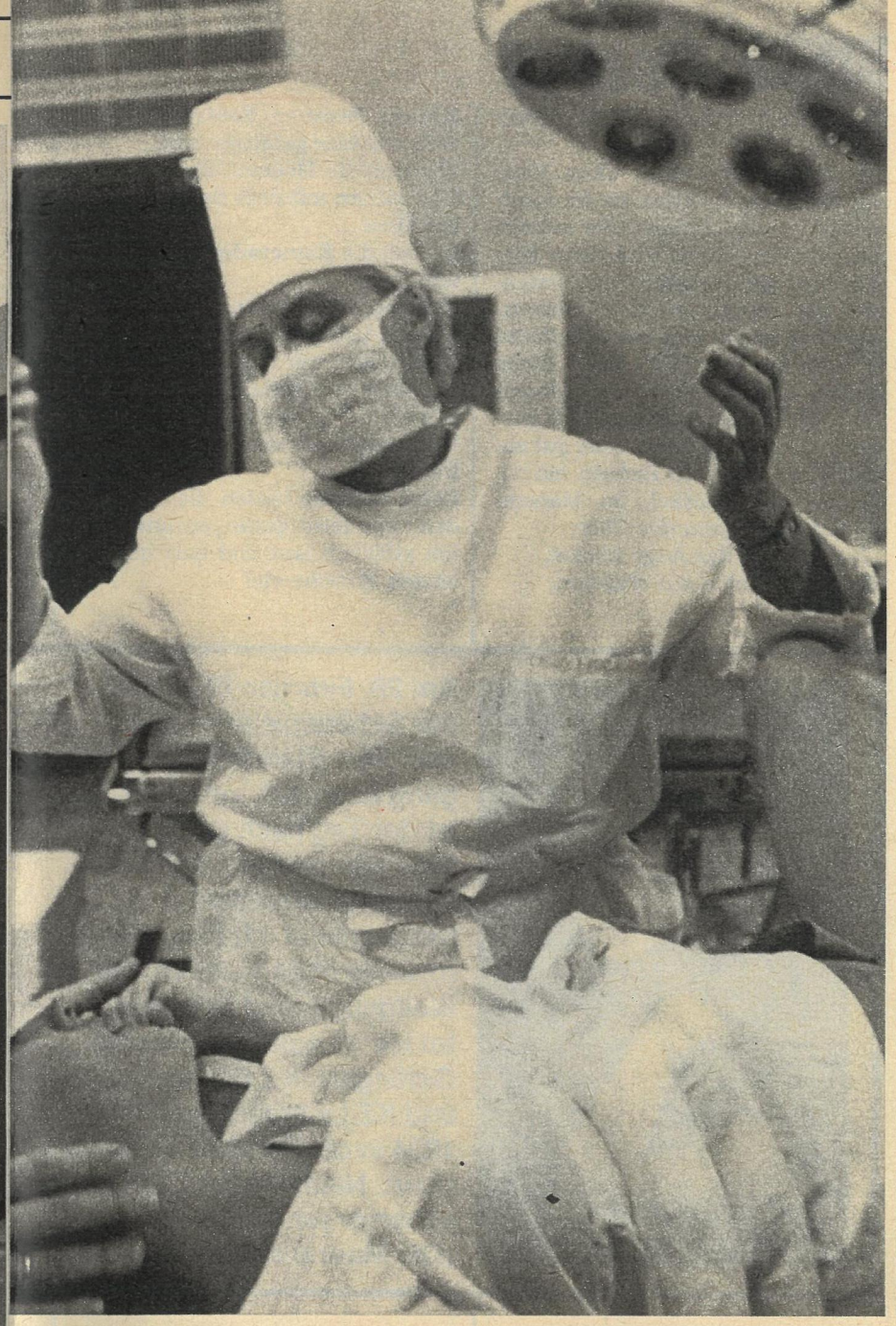


wagen der Verkehrspolizei. „Auch das noch“, stöhnte Aiwars Kranzmanis. Er drehte die Scheibe herunter, lehnte sich hinaus und redete wild gestikulierend auf den Milizionär ein.
„Ich kriege ein Kind“, sagte er. „Äh, meine Frau natürlich, wir müssen schnell ins Krankenhaus …“
Der Milizionär, ein erfahrener Familienvater offensichtlich, runzelte nur die Stirn. Mitfühlend sah er die Frau an.
„Das erste?“ fragte er.
Sie nickte und stöhnte ein wenig auf. Die Wehen hatten eingesetzt. Aber noch war der Abstand zwischen ihnen groß.
„Geben Sie mir den Zündschlüssel“, sagte der Milizionär streng zum Nervenbündel Aiwars Kranzmanis. Und etwas milder: „Setzen Sie sich zu ihrer Frau. Das wird ihr helfen. Und Ihnen hoffentlich auch.“
Dann übernahm er das Steuer. Vornweg fuhr der Funkwagen. Mit Blaulicht ging es ins Krankenhaus. In die Rigaer Geburtsklinik Nummer 1.
Es ist die alte und ewig neue Geschichte: Ein Kind wird geboren. Das alltägliche Wunder… Und Aiwars Kranzmanis, der Vater, der Liebhaber, der Ehemann, war Zeuge des Wunders, war Helfer bei der Geburt. Als es darauf ankam, war die ganze Aufregung von ihm abgefallen. Ruhig und stark, so stand er im Kreißsaal neben seiner Frau. Fest hielt er ihre Hand. Ganz fest.
Und die Woge der Gedanken und Gefühle floß durch ihre Hände ineinander.





Das alltägliche Wunder Geburt geschieht in der Sowjetunion in jeder Minute zehnmal. Aus Minuten werden Stunden, aus Stunden Tage, aus Tagen wird ein Jahr. 2,7 Millionen neue Leben zählte man 1985 in der Sowjetunion. Fast ein Prozent der Gesamtbevölkerung. Seit 1970 ist dieses erfreuliche Ansteigen zu verzeichnen. Doch der Zahlenweg nach oben ist keine konstante Größe. Alle zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zeigt sich das besonders deutlich. Die Jahre 1943 und 1969 sind schwarz umrandet in der Bevölkerungsstatistik der UdSSR. 1943 tobte der Krieg gegen das faschistische Deutschland, und er hatte bereits Millionen Menschen dahingerafft. 1969, im tiefen Frieden, kehrte er als ungebetener Gast in die Statistik zurück. Da hätten die Kinder jener zur Welt kommen sollen, die im Krieg ihr Leben gelassen. Die Wissenschaftler befürchten, daß es noch Jahrzehnte dauern wird, ehe das demographische Echo des Krieges verklungen ist.
Gegenwärtig leben (die Zahl ist vom Januar 1986) 278,3 Millionen Menschen in der Sowjetunion. Und natürlich hat die Statistik sie genauestens erfaßt: Poesie der Zahlen…
Sie verraten uns, daß heute im Durchschnitt jede Frau 2,2 Kinder zur Welt bringt. Fast 240 000 Betten in 10 800 Geburtskliniken stehen dafür zur Verfügung. Auf hundert Mädchen kommen hundertfünf Jungen. Noch immer aber gibt es einen Frauenüberschuß. Er beträgt 17,2 Millionen. Über die Hälfte der Einwohner ist unter dreißig, jeder siebte Sowjetbürger ist Altersrentner. Fast 20 000 Menschen haben das stolze Alter von hundert erreicht oder überschritten. Etwa vierhundert von ihnen sind älter als hundertzwanzig Jahre. 1984 waren 129,4 Millionen Sowjetbürger berufstätig. Davon sind 60,9 % Arbeiter, 13,3 % Bauern und 25,8 Prozent Angestellte. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 72 Jahre. Die Sowjetbürger leben in 2124 Städten (22 sind Millionen-



städte), 3936 Siedlungen städtischen Typs sowie 41 782 Dörfern. Vierundsechzig von hundert wohnen in der Stadt. Die Kinder lernen in 141 000 allgemeinbildenden Schulen, besuchen danach 12 115 Berufsschulen oder 4437 Fachschulen oder 890 Universitäten und Hochschulen. 8285 Zeitungen erscheinen täglich in einer Auflage von 176 Millionen Stück. Mehr als ein Viertel aller Mediziner unserer Erde sind Sowjetbürger. 41 Ärzte kommen auf 10 000 Einwohner. Ihre Zahl wuchs 1984 um 32 000 und beträgt jetzt 1,1 Millionen. Sie machen jährlich über 200 000 dringende Hausbesuche, erweisen 3,3 Millionen Kranken die nötige Hilfe und nehmen über 20 000 Operationen vor. Natürlich ist ihr Dienst an der Bevölkerung kostenlos. In diesem Zusammenhang: Per 1. Januar 1984 hatte eine durchschnittliche Familie genau 2731 Rubel und 49 Kopeken auf ihrem Konto.

Poesie der Zahlen... So also sieht die Welt statistisch aus, in die hinein der kleine Mensch Rudolf, Lette und Sowjetbürger, geboren wurde. Stolz schaute Vater Aiwars Kranzmanis auf seine Frau und seinen Sohn. „Ich habe das Wunder der Geburt unseres Kindes miterlebt", sagte er. „Worte können nicht benennen, was ich empfand: Liebe, Glück, eine große Zärtlichkeit..."

Die Impressionen zu den Bildern des TASS-Fotografen U. Pashe schrieb Bernd Siegmund.

WIR HABEN EINEN SOHN

Ende Mai tauchten die ersten Gerüchte über die Bildung von Konzentrationslagern auf. Ein SA-Mann erzählte uns, daß irgendwo im Moor hinter Osnabrück Lager geschaffen werden sollten. „Wißt ihr, einige von euch werden ja doch zeit ihres Leben drin bleiben. Das sind die Unverbesserlichen. Die kommen dann dorthin und müssen das Moor kultivieren."
Ende Juni wurde der erste Transport für das Konzentrationslager zusammengestellt. Ich war noch nicht darunter. Drei Wochen darauf war die Reihe an mir.
Wir ziehen durch das Tor des staatlichen preußischen Konzentrationslagers Börgermoor bei Papenburg. Je hundert Mann werden in eine Baracke getrieben und fallen dort auf die Strohsäcke der zweistöckigen Feldbetten. Wir wissen von nichts mehr, wir schlafen…

In der Baracke sitzt der stellvertretende Kommandant

mit drei, vier SS-Männern. Wir müssen alle an den Betten antreten und stehen dort in strammer Haltung drei Stunden lang, bis jeder einzelne vernommen ist. Wir werden in eine Liste eingetragen und erhalten eine Häftlingsnummer.
Die Reihe ist an mir.
„Schauspieler? – Warum sind Sie verhaftet?"
„Das weiß ich nicht."
„Aha, sieh mal an! Wieder einer von den Burschen, die nichts wissen. Schauspieler will er sein und hat keine Zähne mehr im Maul! Raus mit der Sprache: Warum sind Sie verhaftet?"
Er beugte sich weit über den Tisch, die Fäuste geballt.
„Ich habe auf Arbeiterveranstaltungen vorgetragen und Theatergruppen einstudiert."
„Na also! Volksvertreter! Was, so Gedichte vorgetragen, wo ihr den Adolf durch den Kakao gezogen habt? Stimmt's?"
Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Er wendet sich zum Schreiber.
„Schreib auf: Verächtlichmacher der NSDAP. Das werden wir dir hier schon austreiben, mein Junge! Vorstrafen?" – „Keine."
„Merkwürdig. Der nächste!"
Ein Drittel unserer Belegschaft kommt aus der Aachener Gegend, die anderen aus Düsseldorf, Köln und Umgebung, aus Westfalen und dem Bergischen Land. 95 Prozent Arbeiter, Mitglieder der Kommunistischen Partei. Ferner ein Kaufmann, ein sozialdemokratischer Regierungsangestellter, ein Ingenieur, ein Redakteur und ich.
Wir fangen an, die Baracke sauber zu machen. Mit Wasser und Sand schrubben wir die Tische und den Fußboden. Inzwischen wird die Wahl des Stubenältesten besprochen.
„Das ist ein wichtiger Posten, da müssen wir unsern besten Mann hinstellen!"
„Wir vom Niederrhein wüßten schon einen. Aber den kennen die Aachener nicht."
„Wen meinst du denn?"
„Na, den Kurt, Mensch. Das ist doch klar. Der hat's doch auch bei uns in Düsseldorf großartig gemacht. Der hat Schneid. Der macht auch's Maul auf, wenn's darauf ankommt."
Schließlich einigten wir uns auf unseren Kurt und wählten den Aachener Kameraden als Stellvertreter.
Am dritten Sonntag nach unserer Einlieferung gab es zum erstenmal Raucherlaubnis. Von nachmittags drei bis fünf Uhr. An diesem Sonntagnachmittag festigten sich die Bande der Freundschaft. Man hockte enger zusammen an den Tischen, erzählte sich von zu Hause, von der Familie, von seinen politischen Arbeiten, und langsam löste sich die Erstarrung, die seit unserer Einlieferung wie ein Alpdruck auf uns gelastet hatte.
Ich ging durch die Baracke. Mir kam der Gedanke, daß es doch gut wäre, wenn man eine solche Stimmung auch durch gemeinsames Singen oder gemeinsame Spiele jeden Sonntag erwecken könnte. Ich nahm mir den Kurt beiseite und sprach mit ihm darüber. „Mensch, das ist eine glänzende Idee! Du kannst uns doch auch mal ein paar Gedichte vortragen oder Witze erzählen. Die Hauptsache ist, daß wir die Kameraden aufmuntern!"
Kurt erkundigte sich nach der Stimmung in den einzelnen Baracken und erzählte von unserm Plan. Begeisterte Zustimmung! „Ihr erkundigt euch in den anderen Baracken, wer etwas zum besten geben kann. Die Remscheider sind großartige Sänger, vielleicht können die einen Gesangsverein aufmachen!"
„Ja, in unserer Baracke haben wir sogar einen, der kann dichten! Wunderbare Gedichte, sag ich euch! Und einen Akrobaten haben wir auch!"

Ich war begeistert und überlegte,

welche Form wir einem solchen Unterhaltungsnachmittag am besten geben könnten. Ein Kamerad kam auf mich zu und zog am Arm einen andern mit. „Du bist doch der Schauspieler, was? Also, das hier ist unser Dichter. Der hat schon im ‚Ruhr-Echo' Gedichte drin gehabt, und für bürgerliche Gesangvereine hat er sogar schon Lieder geschrieben!"
Wir liefen nebeneinander. Der „Dichter" war Bergarbeiter von Beruf, ein älterer, ruhiger Mann. Ich sagte ihm: „Könntest du nicht mal so ein Lied dichten, das wir alle zusammen im Lager singen können? Verstehst du, das darf natürlich kein Lied sein, das die SS uns verbieten kann. Es müßte auf unser Lager Bezug nehmen und auf unsere Familien zu Hause."
„Ja. So etwas kann ich schon machen", sagte der Kamerad bedächtig. „Ich will mich mal dran geben und bring dir dann im Laufe der Woche das Gedicht in deine Baracke."
Drei Wochen nach der Einlieferung veranstalteten wir am Sonntagnachmittag zur allgemeinen Aufmunterung eine „Zirkusvorstellung".
Am Schluß kam unser Chor. Vierzig Mann hoch, eilten sie im Laufschritt in die Manege. Sie setzten sich auf den Sand. Und dann hörten die Lagerinsassen zum erstenmal das „Börgermoorlied", das inzwischen schon eine volksliedhafte Popularität erreicht hat. Einer sagte: „Kameraden, wir singen euch jetzt das Lied vom Börgermoor, unser Lagerlied. Hört gut zu, und singt dann den Refrain mit."
Schwer und dunkel, im Marschrhythmus, begann der Chor:
„Wohin auch das Auge blicket,
Moor und Heide nur ringsum.
Vogelsang uns nicht erquicket,
Eichen stehn kahl und krumm.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor…"
Tiefe Stille! Wie erstarrt saß alles da, unfähig mitzusingen und hörte noch einmal den Refrain:
„Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor…
Hier in dieser öden Heide
Ist das Lager aufgebaut,
Wo wir ferne jeder Freude
Hinter Stacheldraht verstaut.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor…
Morgens ziehen die Kolonnen
In das Moor zur Arbeit hin.
Graben bei dem Brand der Sonnen,
Doch zur Heimat steht der Sinn.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor…"
Leise und schwermütig begannen einige Kameraden mitzusummen. Sie blickten nicht nach rechts und nicht nach links. Ihre Augen sahen über den Stacheldraht weg – dorthin, wo der Himmel auf die endlose Heide stieß.
„Heimwärts, heimwärts jeder sehnet,
Zu den Eltern, Weib und Kind.
Manche Brust ein Seufzer dehnet,
Weil wir hier gefangen sind.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor…
Ich sah die Kameraden. Viele weinten.
Auf und nieder gehn die Posten,
Keiner, keiner kann hindurch.
Flucht wird nur das Leben kosten,
Vierfach ist umzäunt die Burg.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
Ins Moor…"
Diese Strophe hatten die Kameraden sehr leise gesungen und setzten plötzlich laut und hart mit der letzten Strophe ein:
„Doch für uns gibt es kein Klagen,
Ewig kann's nicht Winter sein,
Einmal werden froh wir sagen:
Heimat, du bist wieder mein!
Dann ziehn die Moorsoldaten
Nicht mehr mit dem Spaten
Ins Moor!"
Und der letzte Refrain, das: „Nicht mehr mit dem Spaten", wurde laut und mächtig gesungen. Die Erstarrung löste sich. Bei der Wiederholung des Refrains sangen alle neunhundert Mann:
„Dann ziehn die Moorsoldaten
Nicht mehr mit dem Spaten
Ins Moor!"
Zwei Tage darauf wurde das Lied verboten. Wahrscheinlich wegen der letzten Strophe, die ja auch wirklich mehrdeutig ausgelegt werden kann.

Am 28. Februar 1933 wird der Schauspieler am Düsseldorfer Stadttheater, Wolfgang Langhoff, verhaftet. Es ist der Tag nach dem Reichstagsbrand, der Faschismus überzieht Deutschland mit einer Terrorwelle ohnegleichen. Für Wolfgang Langhoff bedeutet sie 18 qualvolle Monate Gefängnis, KZ Börgermoor und KZ Lichtenburg, ehe er 1934 in die Schweiz emigriert. Nach kurzer Zeit schon erscheint sein Buch „Die Moorsoldaten" als eine

Wir schuften monatelang

bei brennender Hitze, die Haut hängt in Fetzen von unserem verbrannten Oberkörper, im Regen, der bis auf die Haut geht, später bei eisiger Kälte, Hagel und Schnee, wenn der scharfe Wind, der vom Meer her kommt und auf dem flachen Land keinen Widerstand fin-

Das Lied der Moorsoldaten

der ersten Veröffentlichungen über den wahren Charakter des Hitlerfaschismus. Elf Jahre später kehrt er in ein von der Roten Armee befreites Berlin zurück. Dort findet Wolfgang Langhoff für lange Zeit eine Wirkungsstätte als Intendant des Deutschen Theaters und der Kammerspiele. FREIE WELT druckt Auszüge seines Buchs, das der Mitteldeutsche Verlag Halle/Leipzig in sein diesjähriges Verlagsprogramm aufgenommen hat.

det, wie mit Messern durch die Kleider schneidet und der Moorboden gefriert und hart wie Stein wird. Die Wachposten haben sich große Feuer anzünden lassen. Im rauhreifbedeckten Land leuchten die Feuer rings um das Feld wie Napoleons Biwakfeuer an der Beresina. Monatelang stehen wir im Moor, oft versacken wir bis zu den Knien im Sumpf, oft kommen unsere Spaten kaum durch die riesigen Wurzeln und Baumstümpfe der versunkenen Wälder, die es in diesem Moor gibt, oft treten wir auf Kreuzottern, die im heißen Heidekraut züngeln, oft bricht einer von uns zusammen und wird von zwei Kameraden und einem Posten ins Lazarett gebracht. Und ewig die Antreiberei, die demütigenden Beschimpfungen, das peinigende Gefühl, kein Mensch mehr – irgendein Tier zu sein, das in Scharen zusammengetrieben, in zehn langen Ställen untergebracht ist. Hätten wir uns nicht ein Gegengewicht verschafft in der Kameradschaft, im Zusammenhalt und im Versuch, allen Schikanen zum Trotz ein geheimes eigenes Leben aufzubauen, manch einer hätte diese Zeit nicht überstanden.

Eines Abends, als wir auf dem Heimmarsch sind, fährt auf der Feldbahn ein großer Gefangenentransport an uns vorbei, der ins Nachbarlager Esterwege gebracht wird. Wir zählen neun Wagen, ungefähr dreihundertfünfzig Mann.

Der Transport verschwindet im Moorland. Unsere Gedanken ziehen mit ihm bis ins Lager Esterwege. Wir kennen es, haben es selber mit aufgebaut.

Das Lager Esterwege, eigentlich zwei Lager für je tausend Mann, hat eine besonders brutale, aus allen Ländern des Reichs zusammengewürfelte Wachmannschaft.

Dort sind viele auf der Flucht erschossen worden.

Wie man das macht? Sehr einfach.

Die Arbeit im Moor ist beendet. Ein Arbeiter aus Breslau steht im letzten Graben. Schon lange hat es die SS auf ihn abgesehen. Er war vorher zehn Tage lang im Bunker, wo er unmenschlich mißhandelt wurde. Man kann es seinem Gesicht ansehen. Jetzt hat er den ersten Tag im Moor geschuftet. Ständig zwei SS-Männer hinter ihm, die ihn antreiben. In der Mittagspause, während die andern ausruhen, muß er durcharbeiten. Er steht am äußersten Ende des letzten Grabens. Die Kameraden blicken sich scheu nach ihm um. Jetzt pfeift es Feierabend, zum Sammeln. Alles strömt über das Feld nach der Straße, wo angetreten und abgezählt wird. Der Arbeiter nimmt seinen Spaten auf die Schulter und will aus dem Graben steigen.

„Den Spaten kannst du ruhig hier lassen. Leg ihn unten in den Graben. Du kommst morgen wieder an dieselbe Stelle zurück."

Er gehorchte dem Befehl.

Als letzter trifft er bei der angetretenen Kolonne ein. Die SS-Männer stehen auch schon auf der Straße, nur noch zwei, drei Mann schlendern über das Feld. Der Scharführer brüllt ihn an: „Wo hast du denn deinen Spaten?"

„Ich hab' ihn dort lassen müssen."

„Blödsinn! Quatsch, Saukerl, verfluchter! Sofort zurück, marsch, marsch, und den Spaten geholt! Aber dalli, sonst setzt's was."

Er rennt dreihundert Meter zurück. Mitten über die Heide. Die drei SS-Männer im Feld legen die Gewehre an. Schüsse fallen. Er schlägt die Arme hoch und bleibt liegen.

„Auf der Flucht erschossen."

Die Esterweger SS trägt ständig aufgepflanztes Bajonett. Draußen bei der Arbeit haben sie nicht nur die Karabiner, sondern auch ein Schnellfeuergewehr dabei. Ihr Kommandant, Katzmann, ist einer der wüstesten Schläger.

Unter unsern Schutzhäftlingen befindet sich eine sogenannte „Gärtnerkolonne". Sie muß die Gartenanlagen rund um die Kommandanturbaracke machen. Die Gärtnerkolonne macht dieselben Arbeiten auch im Esterweger Lager. Durch sie erfahren wir dann immer, was dort vorgeht.

„Habt ihr schon gehört, in Esterwege haben sie heute einen erschossen!" Wie ein Lauffeuer geht das Gerücht von Baracke zu Baracke. Die Erbitterung ist groß. „Wir müssen etwas unternehmen! Wir müssen protestieren!" Am andern Morgen. Wir sind eben zum Frühappell angetreten, die Kolonne setzt sich zum Abmarsch in Bewegung, von vorn kommt der Befehl: „Singen!"

Die Spitze fängt an. „Ich hatt' einen Kameraden..."

Alle fünfhundert Mann fallen ein. Den Kopf gesenkt, langsam und schwer:

„Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern finds du nit..."

Die SS horcht auf. Am Fenster der Kommandanturbaracke erscheint der Kommandant. Kein Verbot. Kein Anruf. Wir singen weiter. Das ganze Lied, alle drei Strophen.

Draußen im Feld kommt ein SS-Mann in unsern Graben. „Warum habt ihr heute morgen: ‚Ich hatt' einen Kameraden' gesungen?"

Pause. Dann sagt einer: „Das wißt ihr doch. In Esterwege haben sie einen von uns erschossen."

„So. – Darum. –"

Er stiefelt nachdenklich über die Erdschollen auf seinen Platz zurück.

Wie es die Kameraden verstanden haben,

eine einheitliche und organisierte Beeinflussung der Lagerinsassen zu schaffen, gehört zu den heroischsten Kapiteln in der Geschichte der deutschen Konzentrationslager. Tatsache ist, daß schon nach wenigen Wochen ein geheimer „Kopf" im Lager bestand, den niemand kannte, aber dessen Anweisungen jedermann befolgte. Bewundernswert der Mut, mit dem diese Arbeit durchgeführt wurde! Jeder, der sich daran beteiligte, spielte mit seinem Leben.

Eine Machtprobe der geheimen Leitung war Hitlers erster Volksentscheid anläßlich des Austritts aus dem Völkerbund. Wir hatten nicht damit gerechnet, zur Abstimmung zugelassen zu werden, und erst wenige Tage vorher bekamen wir Mitteilung, daß wir doch zu wählen hätten. Es gab die heftigsten Diskussionen. Drei Richtungen waren vertreten: Die einen sagten, wir müßten alle mit „Ja" stimmen, um so zu dokumentieren, daß wir unter Terror stünden, die zweiten waren für Wahlenthaltung, ebenfalls um die Rechtlosigkeit unserer Lage zu bekunden, die dritten waren für ein entschlossenes „Nein". Sie sagten, daß die Arbeiter draußen merken müßten, daß sie im Lager die alten geblieben seien. Keine Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen dürfte sie abhalten, der Hitler-Regierung ein „Nein" entgegenzustellen.

Das Lager drohte, in diese drei Gruppen zu zerfallen. Endlich, einen Tag vor der Wahl, kam die Parole heraus: „Es wird mit ‚Nein' gestimmt."

Das Ergebnis: Von etwa 1000 Mann stimmten 17 mit „Ja", alle übrigen mit „Nein".

In den „Düsseldorfer Nachrichten" konnten wir später das Ergebnis in genau umgekehrtem Verhältnis lesen.

Ende

Lesen Sie in der nächsten FREIE WELT-Serie:

Die Reisen des Weltumseglers Adam Johann von Krusenstern

Foto: Pisarek

SOMMER-PREISRÄTSEL '86

Lieber Leser!
Computer sind nicht nur unheimlich fleißig und intelligent und nehmen uns zeitraubende Arbeiten ab, sie können auch ideale „Spielgefährten" sein, unermüdliche Partner beim Schach, konditionsfest im Fußball, phantasiereich in abenteuerlichen Such- und Versteckspielen. Und sie sind fair und mogeln nicht, wenn es ihnen nicht geradezu einprogrammiert wurde. KC (Klein-Computer) lautet die Abkürzung für die mathematischen Heinzelmännchen, die Ihnen in den nächsten Jahren im Alltag immer häufiger begegnen werden. Unser Zeichner Detlev Schüler hat für alle urlaubsfreudigen und spiellustigen Leser einen Bildschirm in einen Strandkorb hineingezeichnet: die Fläche, auf der jedermann mit unserem „FREIE WELT-Sommer-Super-Preisrätsel-Computer" Kontakt aufnehmen kann.
7 × 1000,– Mark und 7 × 100,– Mark sind zu gewinnen, wenn Sie die 17 rot gedruckten elementaren Begriffe, die wir Ihnen aus der Computerwelt vorgegeben haben, in den Bildschirm (ähnlich wie in einem großen Kreuzworträtsel zum Selbstbauen), aber nur waagerecht, einordnen. Die roten Buchstabenfelder ergeben dann (eine zweite Hürde, die Sie leicht nehmen werden) ein altes deutsches Sprichwort aus vier Wörtern, deren Anfangsbuchstaben wir vorsorglich mit den Ziffern 1–4 „adressiert" haben. Der Buchstabe N muß doppelt benutzt werden. Tragen sie das ganze Sprichwort in die Lösungsleiste unten auf dem Bildschirm ein, schneiden Sie diese aus und schicken Sie die Lösung bis spätestens 8. September 1986 – auf eine Postkarte geklebt (Briefe werden nicht gewertet), – an unsere Anschrift:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 10
Berlin 1056
(Die Ermittlung der Gewinner erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.)

Sie können die Lösung auch einfach auf eine Postkarte schreiben, wenn Sie weder Schere noch Klebstoff zur Hand haben. Stichwort: „FREIE WELT-Computer-Preisrätsel". Viel Spaß beim Knobeln, viel Glück beim Gewinnen wünscht Ihnen
Ihr Rätselautor
Hannes Schreiber

(ALGORITHMUS)
Die in den Rechner hineinkonstruierte Vorschrift zur schrittweisen Lösung von Aufgabenstellungen.

(BIT)
Kleinste Einheit einer Zahl, die im Computer gespeichert und verarbeitet werden kann.

(BYTE)
Zusammenfassung von acht BIT zu einer Einheit. Im Speicher eines Mikrorechners ist ein BYTE die kleinste anwählbare (adressierbare) Einheit. Deshalb wird die Kapazität eines Speichers in BYTE oder KBYTE angegeben.

(ADRESSE)
Der Computer besitzt einen Speicher, in den die Informationen (BYTES) abgelegt werden können. Die Speicherstellen sind fortlaufend numeriert, jedes BYTE hat so seine Adresse. Die Adressen werden von ihm auch ordentlich verwaltet, so daß er benötigte BYTES jederzeit wiederfindet. Moderne Mikrocomputer können heute schon mehrere Millionen Speicherstellen adressieren.

(BASIC)
Für den Dialog mit dem Computer wird eine Sprache benötigt, die Mensch und Computer gleichermaßen verstehen. BASIC hat mit der Entwicklung der Mikroprozessoren und der Personal-(Arbeitsplatz)Computer eine weltweite Verbreitung gefunden.

(HARDWARE)
Bezeichnung für die technische Gesamtausstattung einer Rechenanlage, bestehend aus den mechanischen und elektronischen Einzelteilen. Im Gegensatz zu dieser „harten Ware" besteht die

(SOFTWARE)
(„weiche Ware") aus den Rechnerprogrammen, Computersprachen u. a.

(INTERFACE)
Zum Austausch von Daten zwischen dem Rechner und zugeordneten Geräten wie DISPLAYS, DISKETTENlaufwerk, Magnetbandspeichereinheit, Eingabetastatur usw. werden „Dolmetscher" (INTERFACES) benötigt, die die Signale in die jeweils notwendige und für den Empfänger verständliche Form übersetzen.

(MIKROPROZESSOR)
So wird das Gehirn eines Mikrorechners genannt.

(CHIP)
Siliziumplättchen von einigen Quadratmillimetern Fläche. Heute können auf einen CHIP bis zu eine Million Bauelementefunktionen aufgetragen werden.

(DISKETTE)
Datenträger. Sie besteht aus einer Kunststoffscheibe, die mit einer magnetisierbaren Schicht versehen ist (Foliespeicher). Die praktische Handhabung ist ähnlich einfach wie die einer Schallplatte. Bis zu 800 KBYTE können heute auf einer Diskette gespeichert werden, das entspricht der Informationsmenge von etwa 200 eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten. Andere Datenträger sind beispielsweise Magnetbänder und Magnetbandkassetten.

(DISPLAY)
Bildschirmgerät. Ausgabegerät eines Computers, mit dessen Hilfe er mit den Menschen in Kontakt treten kann. Der Computer teilt dort seine Rechenergebnisse und seinen „Wissensstand" mit, zeigt aber auch ebenso, wenn ihm etwas nicht gefällt, er etwas unlogisch findet oder nicht versteht.

(ESER)
Abkürzung für Einheitssystem der elektronischen Rechentechnik der RGW-Staaten.

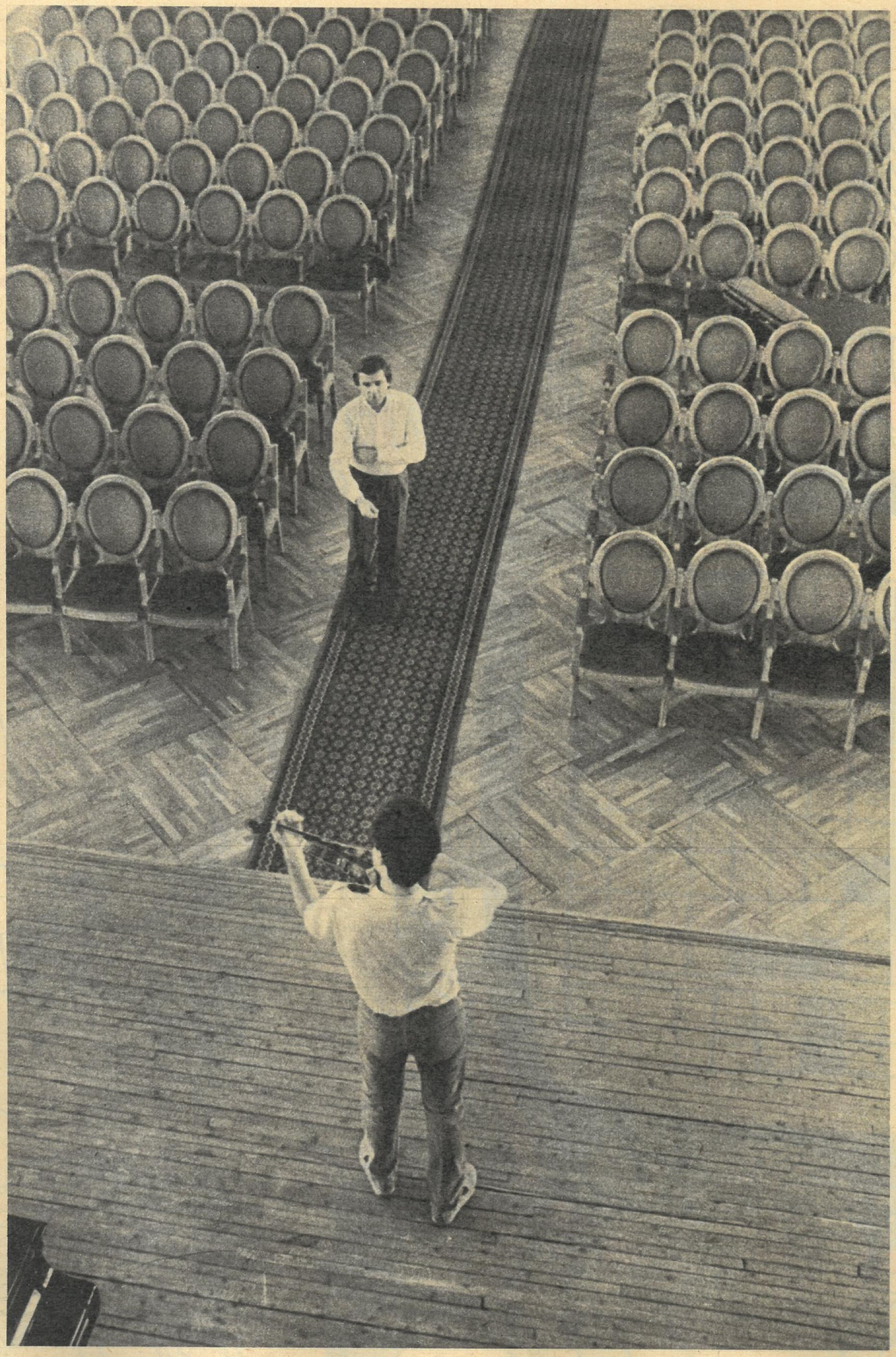
(PROGRAMM)
Ein PROGRAMM ist eine Folge von Arbeitsanweisungen für einen Rechner, geschrieben in einer von Mensch und Maschine gleichermaßen verstandenen Programmiersprache.

(PASCAL)
Eine der modernsten Programmiersprachen, die sowohl den Großrechnern wie auch den Mikrocomputern beigebracht werden kann. Der Mensch wird durch Benutzung dieser Sprache zu einer gut strukturierten Programmierung erzogen.

(RAM)
Bezeichnung für den Speicher mit wahlweisem Zugriff. Aus den Speicherzellen können Daten ausgelesen wie eingeschrieben werden. Es ist das verlierbare Gedächtnis eines Rechners. Bei Abschalten der Versorgungsspannung ist die Information verloren.

(ROM)
Das ist der Speicher, der nur ausgelesen werden kann, die Information bleibt in ihm erhalten. Hier werden Programme zum Betriebssystem, Konstanten und Programmiersprachen gespeichert.

PREISE
7 × 1000
und
7 × 100
Mark sind
zu gewinnen.
LÖSUNG



Am Tage vor dem Beginn des jetzt bereits laufenden VIII. Internationalen Tschaikowski-Wettbewerbs standen Moskaus Konzertsäle – wie hier der kleine Saal des Konservatoriums – noch leer. Ein Meister seines Instruments, der Geiger Viktor Tretjakow, und sein ältester Schüler, Ilja Kaler, Student des 5. Studienjahres am Moskauer Konservatorium, hatten sich für zwei Stunden der Akustik wegen hier verabredet. Tretjakow wollte noch einmal das Adagio aus der g-Moll-Sonate von Bach hören, und Ilja Kaler wollte wissen, was sein Lehrer zu seiner Interpretation sagt, denn er ist für den Wettbewerb gemeldet.

Kaler sein und werden

Zeugen eines ungewöhnlichen Dialogs waren unsere Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Bild), exclusiv für FREIE WELT.

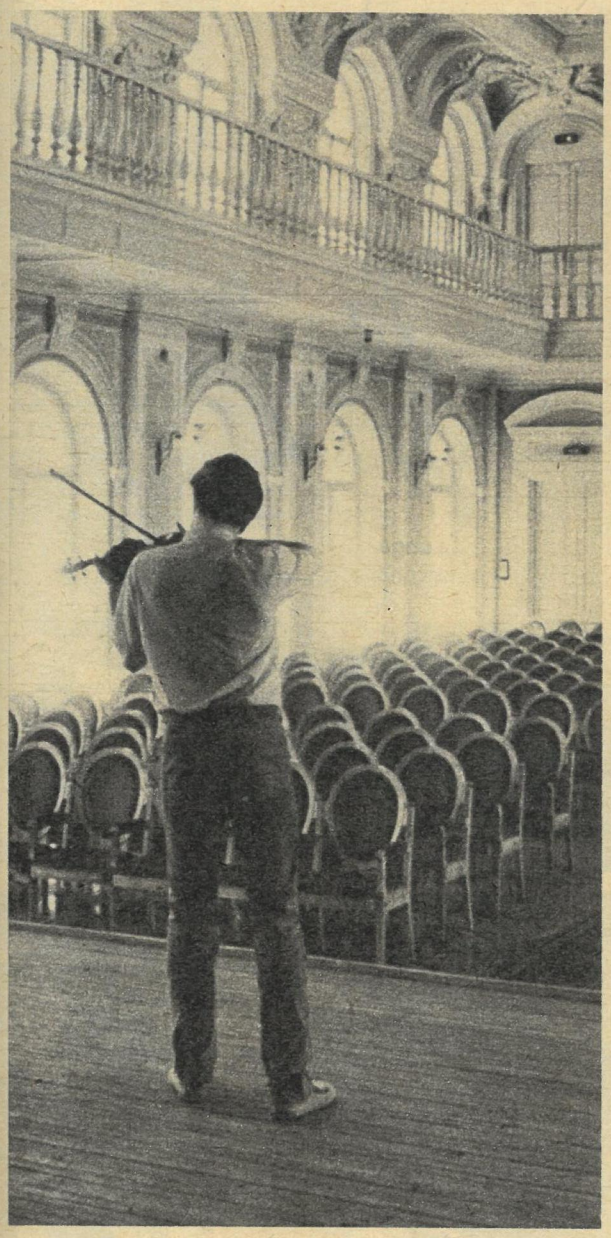
Morgen zwischen 14 und 17 Uhr werde ich im Konservatorium sein, zur Probe. Kommen Sie, wenn Sie wollen", erklärte uns Viktor Tretjakow, Vorsitzender der Jury für das Fach Geige.

Probe, Übungsstunde, Repetition – mir scheint, alle diese Begriffe paßten nicht auf das, was wir erlebten, als wir nächsten Tages den kleinen Saal betraten. Da war nicht mehr an Fehlervertilgung zu arbeiten, da ging es nicht um Tempi oder Lautstärken. Was da ein Meister und sein Schüler taten, war ein, freilich mit Strenge geführter, geistiger Dialog. Es ging in diesem Dialog darum, das feine Geflecht Bachscher Polyphonie überzeugend aufzuschließen. „Ziemlich grob, das Ganze", brummte Tretjakow unzufrieden an einer Stelle, „zu grob, mein Lieber. Nimm die Passage so..." Ilja nahm sie so. Andere Passagen anders. Schließlich will er kein kleiner Tretjakow, keine Kopie seines Lehrers, sondern Kaler sein und werden.

Der Tschaikowski-Wettbewerb gilt als einer der bedeutendsten, aber auch der schwierigsten in der Welt. Dies ist belegt durch die Zusammensetzung der Jury, durch das beispiellos große Teilnehmerinteresse (allein aus den USA kommen in diesem Jahr 102 Teilnehmer) und nicht zuletzt durch die vielen, mittlerweile berühmten Namen des internationalen Musiklebens, die hier das erste Mal auf sich aufmerksam machten. Tretjakow selbst hat vor zwanzig Jahren zu den Preisträgern gehört.

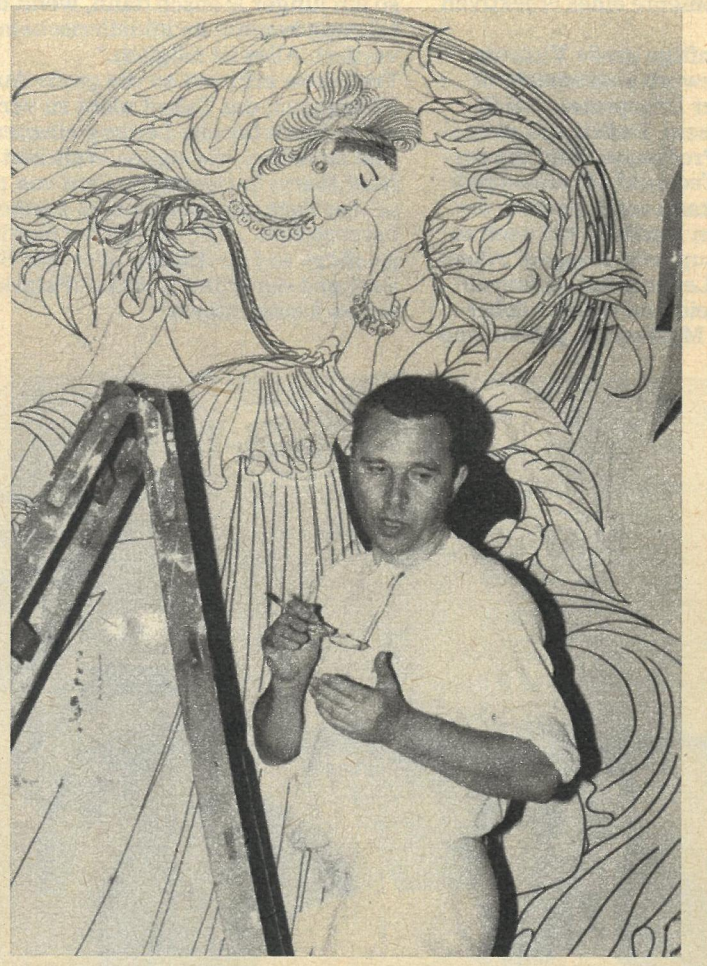
Zwei Stunden weiter: Ilja Kaler hat sein Instrument in den Kasten getan und sich verabschiedet, sein Lehrer setzt sich zu uns. Meine erste Frage an ihn, mit welchen Gefühlen er sich an seine Teilnahme am III. Wettbewerb erinnere.

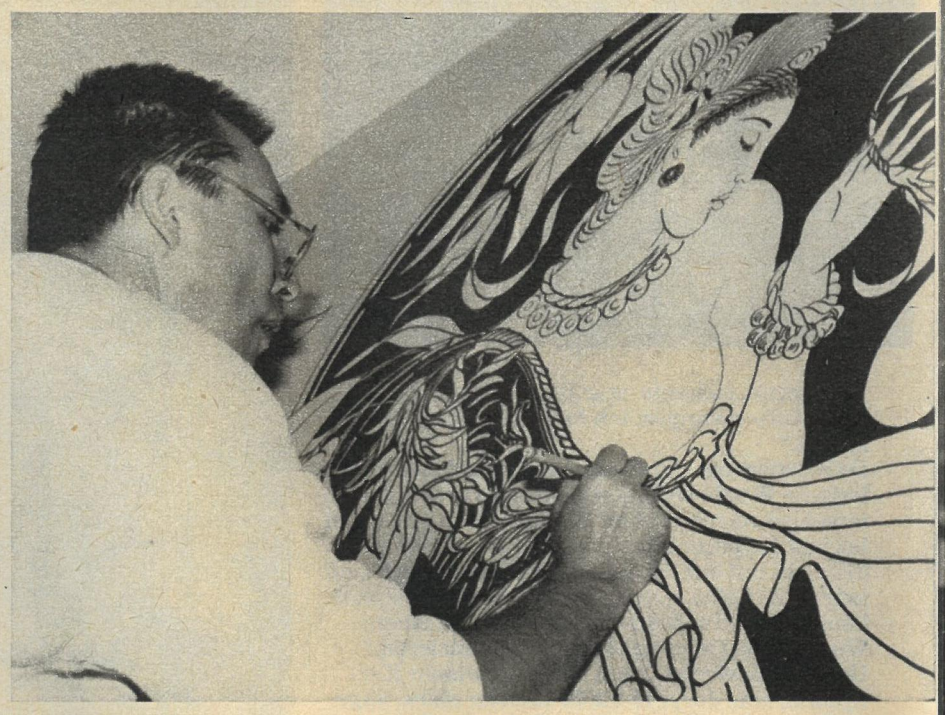
„Das ist, als wäre es gestern gewesen. Ich mit meinen neunzehn Jahren hatte noch keine nennenswerten Wettstreit-Erfahrungen. Ich war sehr, sehr aufgeregt und nicht im entferntesten dachte ich daran, irgendeinen Preis zu erhalten. Schon bei der Namensnennung der Jurymitglieder, David Oistrach unter ihnen, zitterten mir die Knie. Aber als ich die Bühne betrat und die guten, freundlichen Gesichter meiner ‚Richter' sah, hat mir das irgendwie geholfen nur ich zu sein mit meiner Musik." – „In der Kunst gibt es Phasen", urteilt Tretjakow, dessen anfängliche strenge Miene sich bei der Erinnerung an seine künstlerischen Anfänge aufzuhellen beginnt, „keine gerade Linie von unten nach oben oder so. Man kann nicht sagen, daß die Kunst von heute besser ist als die von gestern und die morgige dann noch wieder besser." Der erste bis vierte Wettbewerb hätten ein sehr hohes Niveau gehabt, danach gab's eine gewisse Stagnation.



„Der letzte, siebente, war Beginn eines erfreulichen Aufschwunges. Ich hoffe sehr, daß dieser anhält."
Da existiert ein Paradoxon, mit dem jeder künstlerische Wettbewerb fertig werden muß: „Im Unterschied zu sportlichen Wettkämpfen erreichen bei uns die besten Resultate gerade diejenigen, die nicht mit der Absicht die Bühne betreten, um jeden Preis obsiegen zu wollen. Der ‚Musikwettkämpfer' darf sein Instrument nur mit einem Wunsch zur Hand nehmen – zu musizieren."
Und dies bewertet, nach einem gewissen K.o.-System, eine Jury, 15 bis 20 Meister stark, angereist von allen Kontinenten. Jeder der Juroren in einem anderen geistig-kulturellen Umfeld groß geworden, jeder in einer eigenen musikalischen Tradition aufgewachsen. Im unglücklichsten der Fälle also jeder mit einer anderen Auffassung von dem, was richtig und schön ist? „Alle diese", sagt Tretjakow, „zu einem einhelligen Urteil zu bringen, ist kompliziert und fordert Verantwortung. Aber in der Jury sitzen große Musiker, die sich ihren Sinn für das Anlockende einer Interpretation bewahrt haben, auch wenn diese ihren Vorstellungen, ihrem Stil widerspricht. Wir finden, da bin ich sicher, Momente eines objektiven Zugangs."
Ist denn nun aber der künftige große Virtuose auf einem solchen Wettbewerb auszumachen? Bei der Jugendlichkeit der Interpreten, bei ihrem, wie sollte es anders sein, Defizit an Lebenserfahrung? Genügt also Professionalität, die perfekte Beherrschung der Technik? „Professionalität ist unabdingbar. Wie kann sonst einer in der Kunst, bei noch so großem Intellekt, bei noch so tiefen Emotionen, überhaupt etwas sagen? Aber den letzten Glanz geben Lebensreife, Erfahrungen von menschlichem Leid und menschlicher Freude. Es gibt natürlich Musiker, es gab sie und es wird sie geben, die schon mit elf oder dreizehn Lebensjahren auf unbekannten Wegen zu gültiger Gestaltung von Unerlebtem, Unerlittenem kommen. Fragen Sie mich nicht, woher die das haben, ich nenne das den raren ‚göttlichen Funken'. Mir sind allerdings auch Fälle bekannt, wo so ein junger Mensch dann, wenn die Lebenserfahrung kommt, an künstlerischem Ausdruck verliert. Alles ist möglich."
Tretjakow erinnert an die große Aufgabe des Pädagogen, das Talent nicht zu verlieren, es nicht durch falsche Leitung einzuengen, sondern ihm zu helfen, die eigene Wahrheit zu finden, ein fruchtbares Zusammengehen von pädagogischem Takt und forderndem Lenken stets neu herzustellen. „Und vor allem: möglichst seltene Ausflüge auf die Bühne. Weil das Scheinwerferlicht und der frühe Ruhm nur starke Charaktere unbeschädigt lassen."

☆ Mode-Malerei



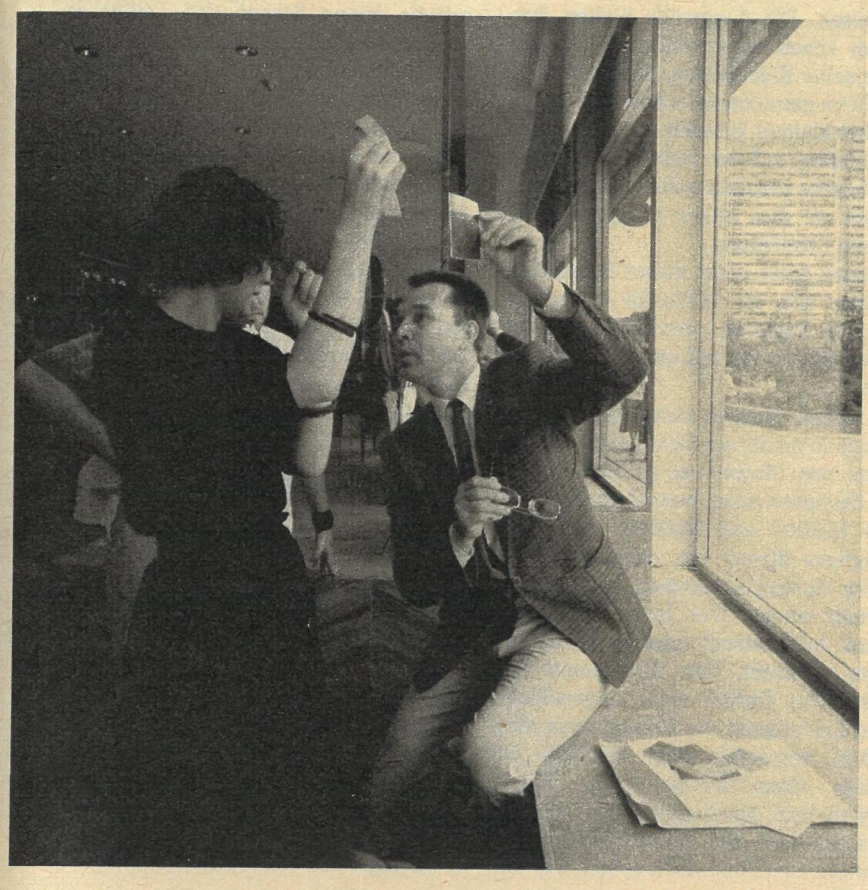


Dame mit Feuermelder

Narrenhände bekritzeln Tisch und Wände. Ganz und gar vernarrt in alles, was er tut, ist der Moskauer Modeschöpfer Slawa Saizew. Anders als in produktiver Hektik, mit Stiften und Papier, Stoffproben und Nadelkissen, als Entertainer bei den Schauen seines Modetheaters oder eilig unterwegs zu unaufschiebbaren Terminen, dabei sprudelnd wichtige Neuigkeiten mitteilend und ein ruhiges Gespräch für den Sanktnimmerleinstag versprechend, ist er mir nie begegnet. Zuletzt, als er nach Berlin gekommen war, sich bei Freunden und Kollegen umzusehen, was sich hier in Kunst und Mode tut. In Begleitung von Sohn Jegor, den FREIE WELT mit Modellen für junge Leute schon als Saizew jun. vorgestellt hat (mit seinem Vater und Meister auf unserem kleinen Foto). Von Slawa Saizew weiß man inzwischen, daß er sich in immer neuen künstlerischen Gefilden bewegt; auf Überraschungen darf man stets gefaßt sein. In Berlin hat er eine Nacht lang auf der Leiter gestanden und sich tatsächlich über eine Wand hergemacht: ein bißchen von antiker Vasenmalerei, etwas Renaissance, viel Jugendstil und am Ende ein „echter Saizew" für den Herren-Modesalon in der Leipziger Straße. Die Dame an der Wand trägt das seit Jahren von ihm bevorzugte Schwarz-Weiß. Das Rot als seine dritte Lieblingsfarbe liefert diesmal ein eindrucksvoller Feuermelder.
Zu einem Besuch in der Redaktion war in diesem Jahr keine Zeit, aber Fotos und Zeichnungen für einen Beitrag hat Slawa Saizew uns und Ihnen wieder mitgebracht. Wir wissen schon, wie er sich den kommenden Modeherbst vorstellt.

Constanze Treuber

Fotos: Peter Meißner, Valerie Levi-Winter



Ich sah im Kino:

Ljudmila Gurtschenko

Alles Durchlebte verschmilzt bei einem guten Schauspieler in seinen besten Rollen. Hat er das Glück, solche Rollen zu bekommen, kann er sich auch unter den Masken, die der Film ihm auferlegt und abverlangt, ganz selbst einbringen. Das tut Ljudmila Gurtschenko auf unvergeßliche, tiefberührende Weise. In „Applaus, Applaus", dem im Lenfilmstudio gedrehten ersten Film

des junges Regisseurs Viktor Buturlin, der 1985 auf dem Debütfilmfestival in Minsk einen Preis gewann.
Ich glaube, es gibt in diesem Streifen nur wenige Meter, auf denen das Gesicht der Gurtschenko nicht erscheint. Man kann sich nicht sattsehen an ihr, ob sie unter der Lockenperücke, gemalt wie ein Clown, herumalbert oder mit schwarz verlaufender Wimperntusche die Unglückliche ist, die im Krieg ihre Liebe verlor und später bei der unverhofften Wiederbegegnung mit dem schmerzlich Vermißten nicht mehr zu gewinnen vermag.
Das ist ein Schicksal, das die des Tingelns müde Vera Gontscharowa für ihr Leben gern gestalten will. Wenn einer die Kunst beherrscht, die Leute zu erheitern, ihnen unterhaltsam den Feierabend zu verschönen, dann will das Publikum das immer wieder erleben, bis zu einer gewissen Erbarmungslosigkeit. Wartet die Gontscharowa hinter der Bühne, spiegelt ihr Gesicht Müdigkeit und den Verdruß, immer wieder dieselbe sein zu müssen. Zum Lachen hat sie die Leute zu bringen, eine Aufgabe, die sie nicht geringschätzt. Doch als sie es einmal mit ernsterem Anspruch versucht, wird sie ausgepfiffen. So tritt sie wieder und wieder als Stimmungskanone vor die Rampe, gibt sich ganz aus dabei, schläft vor Erschöpfung im Bus ein, die Thermosflasche auf dem Schoß. Künstlerall-tag, von anderen routiniert hingenommen, für sie aber, die nicht mehr jung und doch längst noch nicht alt ist, keineswegs die Erfüllung des Schauspielerlebens. Sie will – und das ist das Bewegende dieses Films – ihr Talent voll ausschöpfen, genauer wissen, wie groß es eigentlich ist, was sie Menschen zu geben vermag. Sie hat einer Kollegin ein Filmszenarium entwendet, dessen Hauptrolle sie erwägt. Aber Regisseur Schewzow, den Oleg Tabakow mit der Weichheit des Empfindsamen und der Härte des fordernd Schuftenden unverwechselbar charakterisiert, kennt die Gontscharowa nur von der leichten Muse her und findet ihren Anspruch kaum weniger lächerlich als es ihre jugendliche Tochter tut, die schonungslos sagt: „Dein Zug ist abgefahren, du jagst einem Traum hinterher und reißt uns mit in dieses blöde Rennen."
Ja, das tut sie, und sie setzt all ihre erprobten Mittel ein, um den berühmten Regisseur zu überzeugen, bis zum Stepptanz auf einer Party, in die sie eindringt, ihre schönen in schwarzen Strümpfen steckenden Beine zeigend unter neidvollen Frauenblicken. Sie erreicht, daß sie zu Probeaufnahmen eingeladen wird. Da geschieht dann jenes Wunder der Wandlung, das der Zuschauer bereits eher erwartet als der skeptische Schewzow. Sie aber glaubt nun schon nicht mehr an ihren Versuch.
Ich mag diese Art sowjetischer Filme, deren Schöpfer es um die wahren Werte des menschlichen Daseins geht, um die Charakteranforderung, die unsere Zeit und unsere Welt an jeden von uns stellt, um die Auseinandersetzung mit der Gegenwart aus tiefer Menschenliebe heraus. Nicht oberflächliches Zufriedensein mit einem erreichten Durchschnittsmaß, sondern das Weitersuchen, das Hinstreben zu etwas Größerem, zu dem der einzelne fähig ist, wenn er nicht zu früh aufgibt – das vermag auch dieser Film so aufregend und anregend auszudrücken.

Gisela Kerau

Dem neuen Roman von Tschingis Aitmatow, der noch in diesem Jahr in der sowjetischen Literaturzeitschrift „Nowy Mir" herauskommen soll, hat der Autor eine Prosaarbeit vorangestellt, die er „Die Träume der Wölfin" nannte. Diese fast in sich abgeschlossene Erzählung erschien bereits im Vorabdruck in „Literaturny Kirgisstan". Mit folgendem Ausschnitt bringen wir eine Leseprobe daraus. Ins Deutsche übertrug Charlotte Kossuth.

Tschingis Aitmatow

Der Ausflug

Kein Jahr gleicht dem anderen, in diesem Frühling aber hatte es in den Antilopenherden besonders reichen Nachwuchs gegeben, viele Muttertiere hatten zwei Junge zur Welt gebracht, war doch im vergangenen Herbst das trockene Gras der Savanne nach reichen Regengüssen bei warmem Wetter zweimal neuem Grün gewichen. Das kräftige Futter begünstigte den Geburtenreichtum. Zum Werfen waren die Saigas bereits im zeitigen Frühjahr in die schneefreien Sandwüsten tief in der Mujunkum gezogen, wo die Wölfe nicht so leicht hingelangen; Antilopen auf Wanderdünen greifen zu wollen ist ohnehin ein hoffnungsloses Unterfangen. In der Sandwüste sind Antilopen nicht einzuholen. Dafür hielten sich die Wolfsrudel im Herbst und Winter schadlos, als die gewaltig angewachsenen Saigaherden auf ihrer jahreszeitbedingten Wanderung die Halbwüsten und Steppenweiten überschwemmten. Damals hatte Gott selbst den Wölfen befohlen, sich ihren Anteil zu holen. Sogar im Sommer, besonders bei großer Hitze, zogen sie es vor, die Saigas nicht anzurühren, zumal es genügend leichte Beute gab, denn Murmeltiere huschten in großer Zahl durch die Steppe. Im Winter waren wiederum sie nicht zu erbeuten. Auch andere kleine Wildtiere und Vögel, vor allem Rebhühner, dienten den Wölfen in den Sommermonaten als Nahrung, die Hauptjagd aber, die große Jagd auf Antilopen, war im Herbst, vom Herbst bis zum Ende des Winters. So folgte die Savanne ihrem naturgegebenen Lebenskreislauf. Nur Naturkatastrophen und der Mensch vermochten diesen ursprünglichen Gang der Dinge in der Mujunkum zu zerstören.

★

Gegen Tagesanbruch hatte sich die Luft über der Savanne ein wenig abgekühlt, endlich wurde das Dasein nach dieser Nacht erträglich, die Lebewesen konnten aufatmen, und es begann die schönste Stunde zwischen dem anbrechenden Tag, der erneut die Hitze versprach, die die Salzsteppe tagtäglich zum Glühen brachte, und der entschwindenden schwülheißen Nacht, die das Ihre getan hatte. Der Mond flammte um diese Zeit wie eine gelbe Scheibe über der Mujunkum und erhellte die Erde mit beständigem bläulichen Licht. Nirgends, nach keiner Seite hin, hatte dieses Land einen Anfang oder ein Ende, überall verschmolzen seine dunklen, kaum zu erahnenden Fernen mit dem Sternenhimmel. Die Stille lebte, denn alles, was die Savanne besiedelte, ausgenommen die Schlangen, hatte es eilig, zu dieser Stunde die Kühle zu genießen, zu leben. Es war Sommer, der erste gemeinsame Sommer für die blauäugige Akbara und für Taschtschainar, die sich bei den Hetzjagden bereits als unermüdliche Antilopenjäger erwiesen hatten und schon zu den kräftigsten Paaren unter den Wölfen der Mujunkum zählten. Zu ihrem Glück – und es mag wohl auch in der Welt der Tiere glückliche und unglückliche Wesen geben – besaßen sie beide angeborene Eigenschaften, die für Steppenräuber in der halbwüsten Savanne besonders wichtig sind: Reaktionsschnelligkeit, intuitive Voraussicht bei der Jagd, eine Art „strategischen" Verstand und natürlich ungewöhnliche physische Kraft, Schnelligkeit und Ungestüm beim Lauf. Alles sprach dafür, daß diesem Paar eine große Jägerzukunft bevorstand, ein Leben, gleichermaßen erfüllt von der Mühsal täglicher Nahrungssuche wie von der Schönheit ihrer Tierexistenz. Einstweilen hinderte sie noch nichts daran, die uneingeschränkten Könige der Mujunkum zu sein, denn Menschen drangen bisher nur zufällig in diese Gegenden vor, und sie selbst hatten noch nie einem Menschen gegenübergestanden. Dazu sollte es erst wenig später kommen. Und noch eine Vergünstigung, um nicht zu sagen, ein Privileg von der Schöpfung her, bestand darin, daß sie, die Raubtiere, wie die Tierwelt insgesamt in den Tag hineinleben konnten ohne Furcht oder Sorge um das Morgen. Die in allem so zweckmäßige Natur hatte die Tiere von dieser Bürde des Daseins befreit, mit dieser Gnade allerdings auch die Tragödie vorbereitet, die auf die Bewohner der Mujunkum lauerte. Keinem von ihnen war es gegeben, das auch nur zu vermuten. Keinem von ihnen war es gegeben, sich vorzustellen, daß letzten Endes der grenzenlos erscheinende Lebensraum, wie weiträumig er auch sein mochte, nur eine kleine Insel auf dem asiatischen Subkontinent war, auf der Landkarte nicht größer als ein Daumennagel, ein gelbbrauner Farbfleck, Jahr um Jahr von den Rändern her immer mehr bedrängt: durch die unaufhörlichen Neulanderschließungen, durch das Vordringen zahlloser Haustierherden, die, artesischen Bohrungen folgend, in der Steppe neue Futterstellen fanden, durch den Bau von Kanälen und Straßen in den Grenzgebieten, durch den Verlauf einer der größten Gasleitungen in unmittelbarer Nähe der Savanne; immer hartnäckiger, immer langfristiger und mit immer besserer technischer Ausrüstung drang der Mensch tief in Wüsten und Halbsteppen vor, auch in die Mujunkum, und das waren längst keine geographischen Entdeckungen selbstloser Wissenschaftler mehr, deren sich die Nachfahren rühmen dürfen, nein, es war die ganz gewöhnliche Arbeit ganz gewöhnlicher Menschen, eine Arbeit, die fast von jedem zu bewältigen ist. Noch weniger aber konnten die Bewohner der Mujunkumer Savanne wissen, daß alles, was in der menschlichen Gesellschaft gewöhnlich ist, eine potentielle Quelle von Gut und Böse darstellt. Und daß es hierbei von den Menschen selbst abhängt, ob sie die Kraft dieses Gewöhnlichen zum Guten oder Bösen lenken, zu Schöpfertum oder Vernichtung. Und vollends unbekannt war den Vierbeinern und den sonstigen Geschöpfen der Mujunkum, was für Probleme den Menschen zu schaffen machten, seit sie denkende Geschöpfe geworden waren und sich selbst zu erkennen suchten – darunter das ewige Rätsel, warum das Böse fast immer bessere Chancen hat als das Gute.

Solche menschlichen Angelegenheiten konnten nach der Logik der Dinge die Tiere der Mujunkum nicht berühren, denn sie lagen außerhalb ihrer Natur, außerhalb ihrer Instinkte und ihrer Erfahrung. Und nichts hatte bislang ernstlich die Lebensweise gestört, die sich in dieser großen asiatischen Steppe herausgebildet hatte, in ihren heißen Ebenen und Hügellandschaften, bewachsen mit den nur hier vorkommenden dürrefesten Tamariskenarten, die halb Gras, halb Baum sind, steinhart und gedreht wie Schiffstaue, mit Wüstensaxaul, mit vielerlei harten Gräsern, vor allem aber der schimmernden Zierde der Halbwüsten, dem pfeilförmigen Rohrgras, das bei Mondschein wie bei Sonnenlicht an gespenstisch leuchtendes Buschdickicht erinnert, aber wie flaches Wasser niemanden, der auch nur so groß ist wie ein Hund und den Kopf hebt, daran hindert, alles ringsum zu sehen und selber gesehen zu werden.

In dieser Gegend also gestaltete sich das weitere Schicksal des neuen Wolfspaares Akbara und Taschtschainar, und, was das Wichtigste ist im Leben der Tiere, nun hatten sie bereits ihre Erstlinge, drei Nestwölfe, die Akbara in jenem denkwürdigen Frühling in der Mujunkum zur Welt gebracht hatte, in der Höhle im Tal bei den ausgewachsenen Wurzeln eines alten Saxaulbaumes, in der Nähe eines halbvertrockneten Tamariskenhains, wohin sie die Jungen bequem führen konnten, um sie zu unterweisen. Die Jungwölfe hielten ihre Ohren schon aufgestellt, entwickelten jeder seine Eigenheiten, auch wenn ihnen beim gemeinsamen Spiel die Ohren wie bei kleinen Hunden wieder seitlich hinabfielen; auf den Beinen fühlten sie sich bereits ziemlich sicher. Immer öfter folgten sie den Eltern zu großen und kleinen Streifzügen.

Unlängst hätte einer dieser Streifzüge, bei dem sich die Wölfe für einen Tag und eine Nacht von der Höhle entfernt hatten, für sie fast mit einem Unheil geendet.

Am frühen Morgen hatte Akbara ihre Jungen in ein fernes Randgebiet der Savanne von Mujunkum geführt, wo in den Steppenweiten, besonders in einsamen Klüften und Mulden, ein hochstengliges Kraut von schwerem, mit nichts zu vergleichendem, betörendem Geruch wuchs. Wer lange in diesem Kraut herumstreift und den Blütenstaub einatmet, den überkommt zunächst das Gefühl einer ungewöhnlichen Leichtigkeit der Bewegungen, das Gefühl, angenehm über die Erde zu gleiten, dann werden seine Beine schwer, und die Augen fallen zu. Akbara erinnerte sich aus ihrer Kindheit an diese Orte, und auch später war sie alljährlich einmal zur Blütezeit dieses Krauts hierhergekommen. Nachdem sie kleine Steppentiere gejagt hatte, berauschte sie sich gern ein wenig an diesem hohen Kraut, wälzte sich in seinem betäubenden heißen Duft, meinte dann beim Laufen dahinzuschweben und schlief schließlich ein.

Diesmal waren sie und Taschtschainar nicht mehr allein, ihnen folgten die drei plumpen hochbeinigen Jungwölfe. Die Kleinen sollten bei diesen Streifzügen möglichst viel von der Umgebung kennenlernen, sollten von klein auf die künftigen Wolfsreviere erkunden. Das stark riechende Kraut, zu dem die Wölfin sie führte, bezeichnete die Reviergrenze, dahinter lag eine fremde Welt, dort konnten Menschen sein, von dort schallte bisweilen Lokomotivengeheul, dort war eine den Wölfen feindliche Welt. In diese Gegend der Savanne gingen sie, geführt von Akbara.

Hinter Akbara trabte Taschtschainar, die Jungwölfe aber tollten übermütig vor überschüssiger Kraft herum, versuchten auch immerzu vorwegzuspringen, doch solche Eigenmächtigkeit erlaubte ihnen die Wolfsmutter nicht, sie achtete streng darauf, daß keiner es wagte, den Pfad vor ihr zu betreten.

Die Gegend war zunächst sandig, der Weg führte durch Saxaulgehölz und Wüstenwermut, die Sonne stieg immer höher und verhieß wie stets klares, heißes Wetter in der Savanne. Es war schon gegen Abend, als die Wolfsfamilie ihr Ziel erreichte. Das Kraut stand in diesem Jahr hoch, es ging den ausgewachsenen Wölfen fast bis zum Widerrist. Tagsüber von der heißen Sonne erwärmt, verströmten die unscheinbaren Blütenstände einen starken Duft, der sich an Stellen mit dichtem Gestrüpp noch verstärkte. In einer kleinen Schlucht rasteten die Wölfe nach der langen Wanderung. Die ausgelassenen Jungwölfe tollten ständig herum, sie beschnupperten und beäugten alles, was an diesem fremden Ort ihre Neugier erregte. Vielleicht wäre die Wolfsfamilie die ganze Nacht hiergeblieben, zumal die Tiere weder hungrig noch durstig waren, denn sie hatten unterwegs ein paar fette Murmeltiere und Hasen erbeutet, viele Nester ausgenommen und ihren Durst an einer Quelle auf dem Grunde einer Schlucht gestillt, doch ein ungewöhnliches Ereignis zwang sie, schleunigst den Ort wieder zu verlassen

Zeichnung: Rainer Zieger

und zu ihrer Höhle zurückzukehren. Sie liefen die ganze Nacht.

Was war geschehen? Schon bei Sonnenuntergang, als Akbara und Taschtschainar, leicht benommen von den Gerüchen des berauschenden Krautes, sich im Schatten von Sträuchern zum Schlaf ausgestreckt hatten, vernahmen sie plötzlich ganz in der Nähe eine Menschenstimme. Zuerst hatten die Jungwölfe, die oberhalb der Schlucht miteinander spielten, den Menschen erblickt. Die Kleinen wußten nicht, konnten ja auch nicht ahnen, daß dieses überraschend aufgetauchte Wesen ein Mensch war. Ein völlig nackter Mensch, nur mit einer Badehose bekleidet, Turnschuhe an den bloßen Füßen und einen ursprünglich weißen, nun aber schon recht schäbigen schmutzigen Panamahut auf dem Kopf, lief durch das Kraut, da, wo es am dichtesten war, rannte sonderbar hin und her, als mache ihm das Vergnügen. Die Jungwölfe, verdutzt und ängstlich, versteckten sich zunächst, solch ein Geschöpf war ihnen noch nie begegnet. Der Mensch aber lief und lief durch das Kraut wie ein Wahnsinniger. Die kleinen Wölfe wurden mutiger, ihre Neugier siegte, sie wollten mit diesem herumlaufenden, unbekannten, nackthäutigen, zweibeinigen Tier spielen. Da aber bemerkte der Mensch die kleinen Wölfe. Und, was das Erstaunlichste war, statt sich in acht zu nehmen, sich zu überlegen, wo hier plötzlich Wölfe herkamen, streckte er ihnen freundlich die Arme entgegen. „Nanu, wen haben wir denn da?“ rief er schwer atmend und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. „Das sind doch junge Wölfe? Oder kommt mir das nur so vor, weil sich alles in mir dreht? Aber nein, das sind sogar drei, und so hübsch und schon so groß! Ach, ihr lieben Tierchen! Woher des Wegs und wohin? Was treibt ihr hier? Mich hat der Leibhaftige hierher verschlagen, aber was wollt ihr in dieser Steppe, in diesem verfluchten Kraut? Kommt nur, kommt her zu mir, habt keine Angst! Ach, ihr dummen Tierchen!“

Die unvernünftigen Jungwölfe ließen sich wirklich auf seine Freundlichkeit ein. Schwanzwedelnd drückten sie sich spielerisch an die Erde und krochen auf den Menschen zu, wollten mit ihm um die Wette laufen, aber da kam Akbara aus der Schlucht gesprungen. Im Nu erkannte sie die Gefahr. Dumpf knurrend stürzte sie sich auf den nackten Mann, den die letzten Abendstrahlen der Steppensonne in rosiges Licht tauchten, bereit, ihm die Zähne in die Kehle oder in den Leib zu schlagen. Der Mensch aber, verstört durch den Anblick der wütend heranspringenden Wölfin, hockte sich hin und griff sich angstvoll an den Kopf. Das rettete ihn. Als er sich so überraschend hinhockte, änderte Akbara, schon im Anlauf, ihre Absicht. Sie sprang über den nackten und schutzlosen Menschen hinweg, den sie mit einem Schlag hätte erledigen können, sprang mit solcher Wucht, daß ihn der Sprungwind streifte, sah dabei dennoch seine Gesichtszüge, seine in grauenhafter Angst erstarrten Augen, nahm kurz den Geruch des menschlichen Körpers wahr, machte sofort kehrt und setzte ein zweites Mal über ihn hinweg, nun von der anderen Seite. Dann stürzte sie zu ihren Jungen, scheuchte sie auf, indem sie sie in die Schwanzwurzeln biß, trieb sie zur Schlucht, da stieß sie auf Taschtschainar, sie biß auch ihn, zwang ihn, der angesichts des Menschen furchterregend die Nackenhaare sträubte, zur Umkehr, und sie alle rasten in wildem Haufen in die Schlucht, waren im Handumdrehen verschwunden.

Erst jetzt kam der Mensch, der nackte und närrische Kerl, zur Besinnung und floh vor den Wölfen. Lange rannte er durch die Steppe, ohne sich umzusehen, ohne Atempause.

Das war die erste zufällige Begegnung Akbaras und ihrer Familie mit einem Menschen. Aber wer konnte wissen, was diese Begegnung für die Zukunft verhieß?

Der Tag neigte sich, verging in der langen Glut der sinkenden Sonne und der tagsüber aufgeheizten Erde, die ihre Hitze wieder abgab. Sonne und Steppe sind ewige Größen: An der Sonne wird die Steppe gemessen – wie weit ragt ihr Horizont in die Scheibe der Himmelsleuchte?, und an der Steppe wird die Sonne gemessen – wie groß ist die von ihr erhellte Fläche? Der Himmel über der Steppe aber wird an der Höhe gemessen, die ein Milan erreicht. In dieser frühabendlichen Stunde kreisten Weißschwanzmilane hoch über der Savanne von Mujunkum. Sie flogen gleichsam schwerelos, ziellos, schwebten selbstvergessen dahin, flogen um des Fliegens willen in der kühlen, von einem Dunstschleier durchzogenen wolkenlosen Höhe. Sie hielten sich hintereinander, flogen alle in einer Richtung im Kreis, als wären sie ein Symbol der Ewigkeit und Unwandelbarkeit dieser Erde und dieses Himmels. Die Milane gaben keinen Laut von sich, sie betrachteten nur schweigend, was sich unter ihren Schwingen tat. Dank ihrem ausgezeichneten Sehvermögen (das Gehör kommt bei ihnen erst an zweiter Stelle) waren diese aristokratischen Raubvögel die unangefochtene Oberschicht der Savanne, und sie ließen sich auf die sündige Erde nur herab, um Nahrung zu suchen oder einen Ruheplatz für die Nacht.

Wahrscheinlich sahen sie aus ihrer unermeßlichen Höhe deutlich den Wolf, die Wölfin und die drei Jungen, die sich auf einer kleinen Anhöhe zwischen verstreuten Tamariskensträuchern im goldschimmernden Rohrgras niedergelassen hatten. Mit hängender Zunge hechelnd wegen der Hitze, rastete die Wolfsfamilie auf dem Hügel, ohne zu ahnen, daß die Raubvögel sie vom Himmel aus beobachteten. Taschtschainar lag in seiner Lieblingsstellung, die Pfoten vor sich gekreuzt und den Kopf leicht erhoben, er hatte einen gewaltigen Widerrist und einen knochigen, schweren Körperbau. Neben ihm saß fast wie eine Statue, den dicken Kurzschwanz angelegt, die junge Wölfin Akbara und stützte sich fest auf die geraden, sehnigen Vorderbeine. Ihre weißschimmernde Brust und der schmale Leib mit den zwei Reihen noch herausragender, aber nicht mehr angeschwollener Zitzen unterstrichen die Hagerkeit und die Kraft ihrer Lenden. Die drei Jungwölfe wirbelten um sie herum. Ihre Lebhaftigkeit, Aufdringlichkeit und Verspieltheit störten die Eltern nicht im geringsten. Wolf und Wölfin betrachteten sie mit Nachsicht – sollen sie sich ruhig tummeln, dachten sie wohl.

Die Milane aber flogen noch immer in der unermeßlichen Höhe und beobachteten ungerührt, was sich unten in der Mujunkum bei Sonnenuntergang tat. Nicht weit von den Wölfen und ihren Jungen weideten in Tamariskenhainen Saiga-Antilopen. Eine ziemlich große Herde hielt sich hier auf, in einiger Entfernung von einer anderen, noch vielköpfigeren. Wären diese Steppenantilopen ein Jagdobjekt für die Milane gewesen, dann hätten diese, da sie die Savanne kilometerweit überblickten, festgestellt, daß da Tausende von Saigas weideten. Sie waren von jeher die vorherrschende Tierart in dem fruchtbaren, ihnen seit Urzeiten vertrauten Halbwüstengebiet. Die Saigas warteten die abendliche Hitze ab, um nachts die Wasserstellen, die so seltenen und fernen Feuchtigkeitsspender, in der Savanne aufzusuchen. Einzelne Gruppen strebten schon jetzt dahin, liefen immer schneller. Sie mußten große Entfernungen überwinden.

Eine Herde kam so nahe an der Anhöhe vorüber, wo sich die Wölfe befanden, daß die vorüberhuschenden Flanken und Rücken der Tiere und ihre gesenkten Köpfe – bei den Männchen mit kleinen Hörnern bewehrt – in dem gespenstisch erleuchteten Gras deutlich zu sehen waren. Sie laufen immer mit gesenktem Kopf, denn dann können sie jederzeit losstürmen, ohne unnötigen Luftwiderstand zu spüren. So hat die Natur die Saiga-Antilopen während der Evolution eingerichtet, das ist ihr Hauptvorteil, wenn sie sich bei Gefahr durch die Flucht retten müssen. Selbst wenn Saigas nicht beunruhigt sind, laufen sie sehr schnell, unermüdlich und unentwegt, ohne jemandem, außer den Wölfen auszuweichen, denn sie, die Antilopen, sind viele, und das allein bedeutet Stärke.

Jetzt zogen sie in großer Masse an Akbaras Familie vorüber, die von Sträuchern verborgen war, und ihre Bewegung erzeugte einen lebendigen Wind, erfüllt vom Geruch der Herde und dem von den Hufen aufwirbelnden Staub. Die Jungwölfe auf dem Hügel wurden unruhig, spürten instinktiv etwas, was ihr Wolfsblut erregte. Alle drei witterten gespannt und fühlten sich, ohne noch zu begreifen, mit Macht dorthin gezogen, wo der aufreizende Herdengeruch herkam. Zu gern hätten sie sich in das hochstenglige Rohrgras gestürzt, in dem sie die große Bewegung spürten, das Vorbeihuschen vieler laufender Körper. Doch die Wolfseltern rührten sich nicht. Akbara nicht und auch nicht Taschtschainar, sie änderten nicht einmal ihre Haltung, blieben äußerlich ungerührt, dabei hätte es ihnen nichts ausgemacht, mit zwei Sprüngen bei der vorbeiziehenden Herde zu sein und die Jagd aufzunehmen, die Tiere wütend und unaufhaltsam, bis zur Erschöpfung zu verfolgen, um in dem gemeinsamen Lauf, einem Wettlauf am Rande des Todes, bei dem Erde und Himmel ihre Plätze zu vertauschen scheinen, eine jähe Kurve auszunutzen und im Dahinjagen ein paar Antilopen zu reißen. Diese Möglichkeit bestand durchaus, aber es konnte auch sein, daß sie kein Glück haben, keine Beute erjagen würden, auch das war schon vorgekommen. Akbara und Taschtschainar dachten jedenfalls gar nicht daran, eine Jagd zu beginnen, obwohl es so aussah, als böte sich das an, als fiele ihnen die Beute fast von selbst zu, nein, sie rührten sich nicht von der Stelle. Dafür hatten sie ihre Gründe, sie waren satt, und bei dieser entsetzlichen Hitze mit vollem

Fortsetzung auf Seite 41

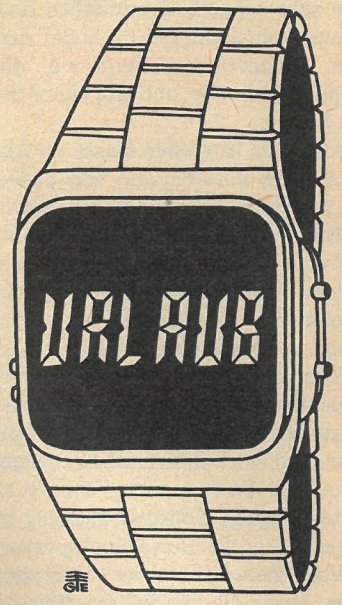
Viele Worte sind

Nach dem Anziehen der Weiber kommt das Abschiednehmen derselben, dessen Länge immer etwas dauert. Jean Paul

Plamen Georgiev

Ein warmes Plätzchen

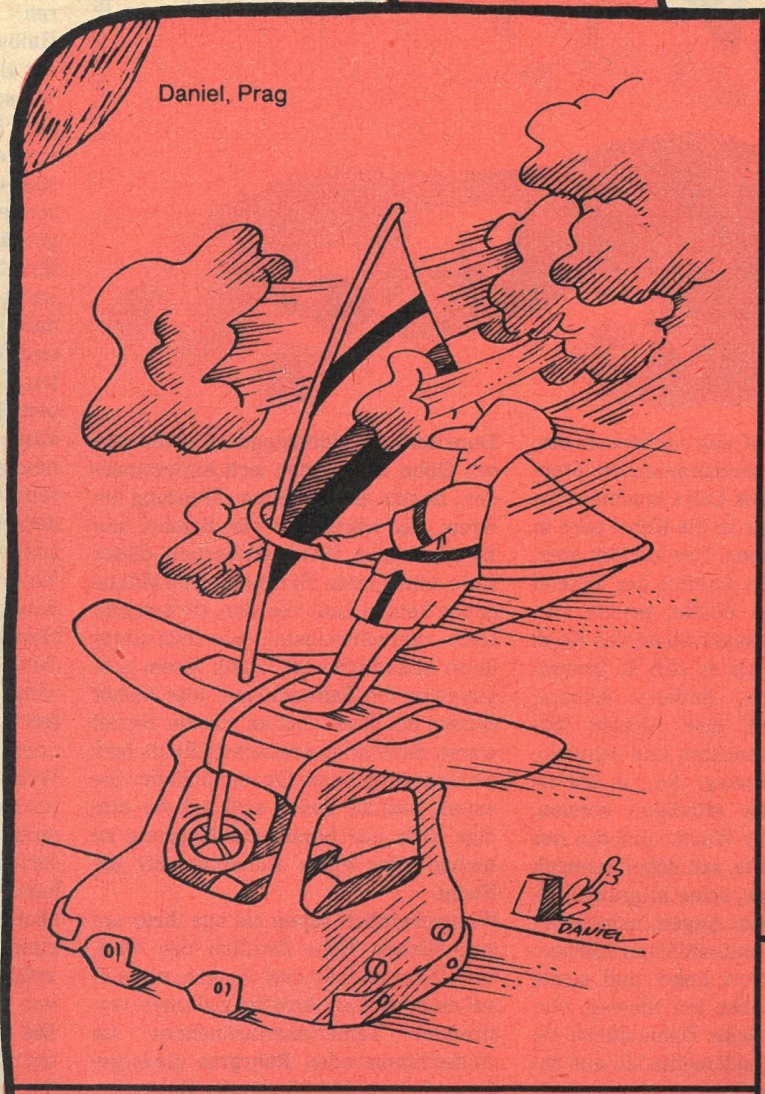
Ich hatte einen Urlaubsplatz am Meer erwischt. Als Souvenir brachte ich jedem meiner Kollegen ein Eimerchen mit Meeressand mit.
Iwanow kippte den Inhalt des kleinen Eimers auf seine Schreibtischplatte, zog sich bis auf die Slips aus, legte sich auf den Schreibtisch unter die Lampe und verbrachte so den Rest des Tages.
Petrov füllte den Sand in ein leeres Glas, goß Wasser dazu und machte sich auf den Weg in die Stadt, um ein paar geeignete Fische zu kaufen.
Stojanov lud den Sand in eine Karre und zog damit auf seinen Datschenbauplatz. Freilich unzufrieden, weil ich ihm nicht auch noch den Zement mitgebracht hatte.



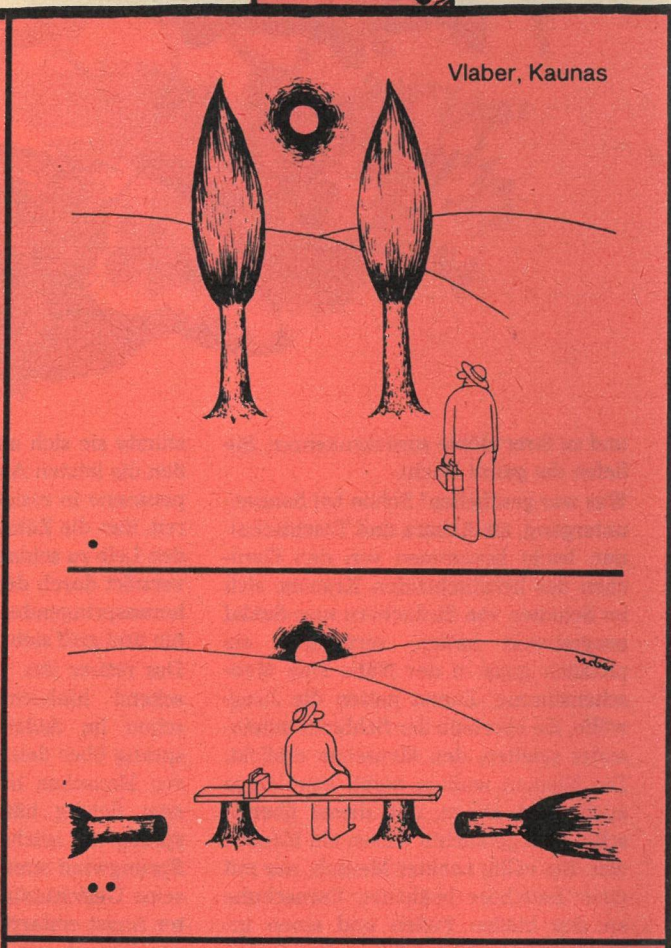
Georgiev, Sofia

Droganova verteilte den Sand auf den Deckel des Ordners mit der Halbjahresbilanz. Verträumt schaute sie auf ihre kleine Wüste. Heute fand ich von ihr eine Anzeige in der Zeitung: „Suche dringend Kamel."
Shetjev baute sich eine Sanduhr. Als der Sand durch das Glas rieselte, sprach er versonnen: „Wie einem doch die Arbeitszeit durch die Finger rinnt!"

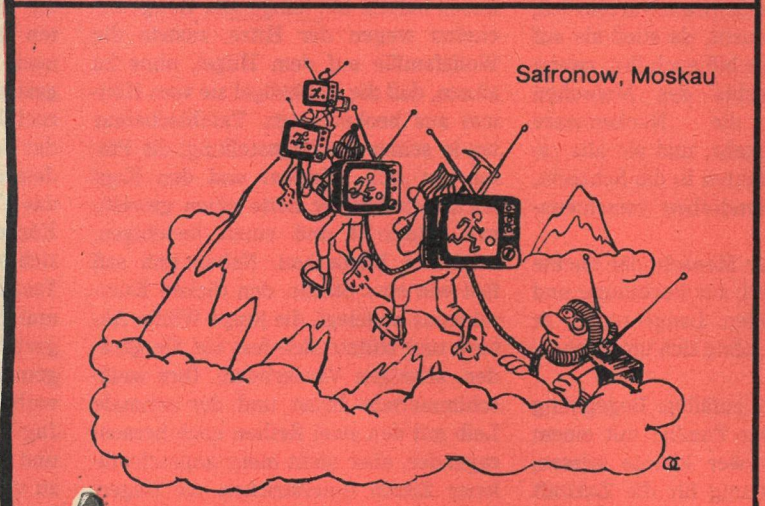
Aus dem Bulgarischen von Werner Güttel



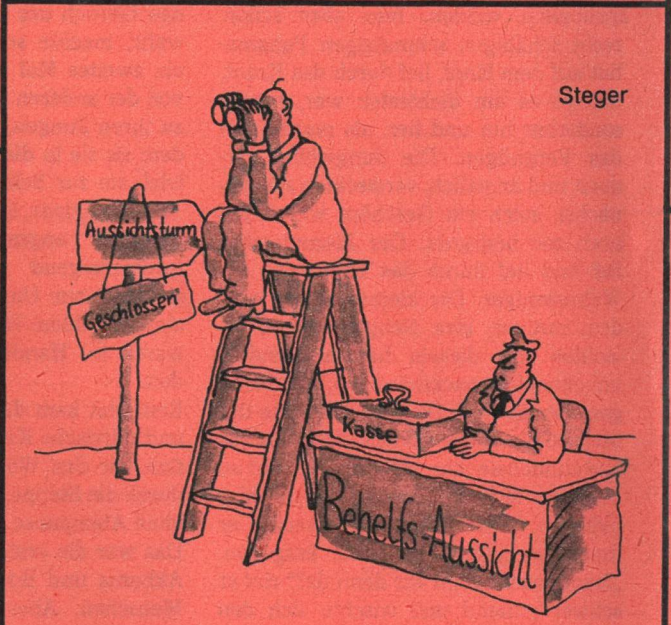
Daniel, Prag



Vlaber, Kaunas

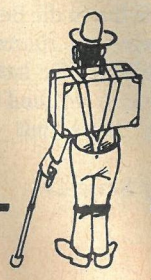


Safronow, Moskau

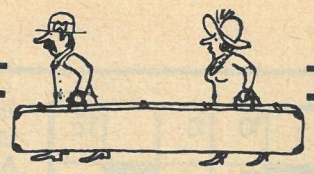


Steger

Karambolis, der ordnende Straßenverkehrsschneck von Vlaber

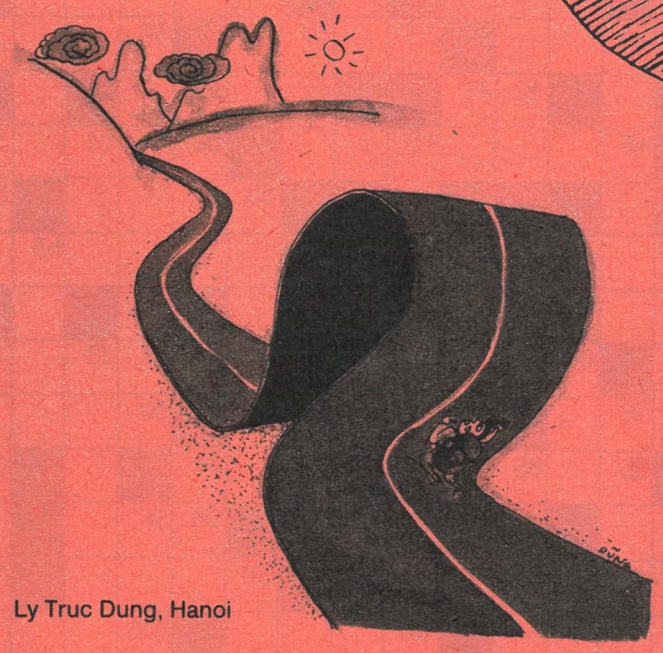


Man legt auf den Bienenstich nicht spanischen Pfeffer. W. L. Wekhrlin Es gibt Dinge,



Wer allein schläft,
bleibt lange kalt.

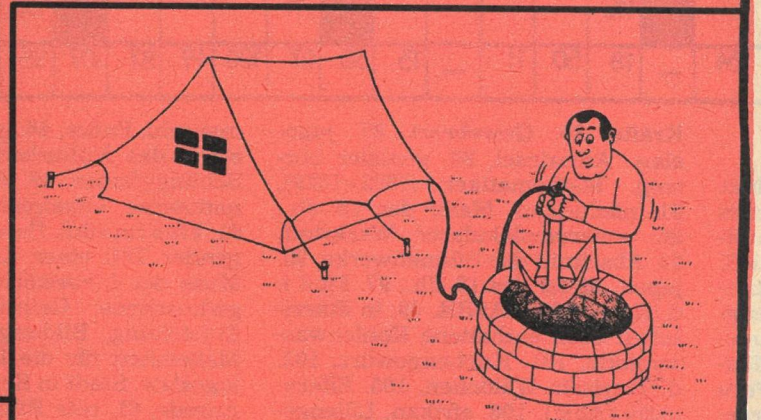
Steinach



Ly Truc Dung, Hanoi

Souvenirs
Einen Hirsch vom Ostseestrande,
eine Möwe aus den Bergen
und aus Potsdam eine Bande
von betagten Gartenzwergen,
aus dem Harze für die Tanten
ein paar Ansteckelefanten…
So erkennt ein jeder klar,
w o man in den Ferien war.
G. G.

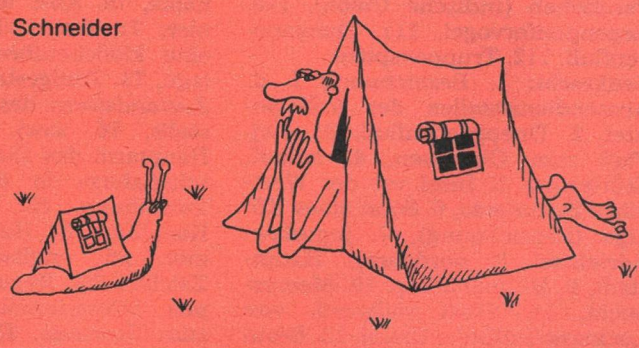
Symptomatisch
Wenn im Rohr die Dommeln dommeln,
wenn die Frösche Mücken sommeln,
Boote im Verborg'nen ruhn,
und der Mond, der scheint so schun,
wenn durchs Schilf die Winde harfen,
Pärchen fragen, ob sie darfen
in dem nächtlichen Geschummer –
dann ist S u m m e r !
Günter Gregor



Radev, Sofia

Ceplecha, Prag

Schneider



2 Wochenspruch

Wenn's regnet, sucht auch der Narr ein Dach.

Regen-Zeit-Frage
Wo ist der Erfinderkopf, der helle,
der gegen Regen
auf die Schnelle
etwas Nützliches
erfindet, z. B.
individuelle
Regen-
Felle?
G. W. Heyse

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes
Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

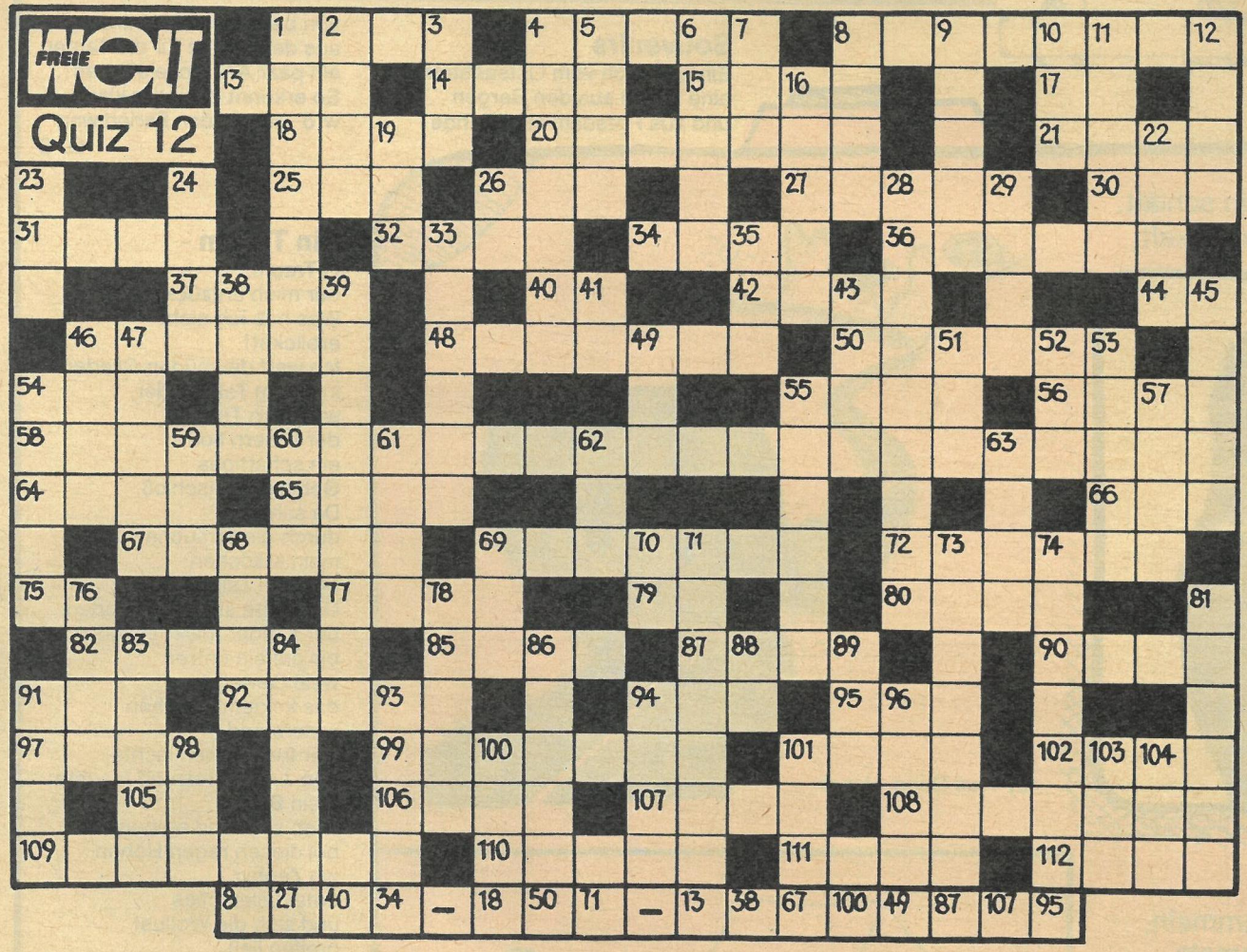
Ein Traum
O Traum,
der mich entzücket!
Was hab ich nicht
erblicket!
Ich warf die müden Glieder
in einem Tale nieder,
wo einen Teich,
der silbern floß,
ein schattiges
Gebüsch umschloß.
Da sah ich
durch die Sträuche
mein Mädchen
bei dem Teiche.
Das hatte sich, zum Baden,
der Kleider meist entladen,
bis auf ein untres
weiß Gewand,
das keinem Lüftchen
widerstand.
Der freie Busen lachte,
den Jugend reizend machte;
mein Blick
blieb sehnend stehen
bei diesen regen Höhen
wo Zephyr
unter Lilien blies
und sich die Wollust
greifen ließ.
Sie fing nun an –
o Freuden –,
sich vollends
zu entkleiden;
doch – ach! –
indem's geschiehet,
erwach ich,
und sie fliehet.
Oh, schlief ich doch
von neuem ein!
Nun wird sie wohl
im Wasser sein.
Johann Peter Uz

Versteckspiel
Das Hübsche liegt immer
versteckt
daneben, dazwischen,
dahinter.
Aber wenn man es richtig
entdeckt,
belohnt es den ehrlichen
Finder.
Wer klug und gewandt ist,
das Reisen versteht,
der weiß,
daß charmant ist,
was keinem bekannt ist
und was nicht im Baedeker
steht.
Erik-Ernst Schwabach

Mit Frauen muß man, wenn sie lange fort waren, Feste des Nichtwiedererkennens feiern. Karl Kraus

Der schläft sanft,
der nicht weiß, daß er hart liegt.

die sind nicht gut oder schlecht, sondern nur anders. Gisela Steineckert



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Zersetzungsprodukt an Eisen, 4. sowj. Fluß zum Schwarzen Meer, 8. Oblasthauptstadt am Uralfluß, 13. Wurfspieß, 14. Nebenfluß des Ob, 15. einheimische Ölpflanze, 17. sowj. Flugzeugtyp, 18. Gedichtzeile, 20. nordamerikan. Schwarzbär, 21. span. Mädchenname, 25. Küstenort in Peru (südl. von Lima), 26. Gipfel, Vorgebirge (arab.), 27. ein Wahrzeichen Londons, 30. weibl. Stimmlage, 31. Teil der Visiereinrichtung, 32. haltbar gemachter Zellsaft aus frischen Heilpflanzen, 34. dreiatomiger Sauerstoff, 36. Bezeichnung f. d. baumarmen Ebenen in Südamerika, 37. Operngestalt aus „Tiefland", 40. chem. Zeichen für Tellur, 42. Stadt am Indus (im südl. Pakistan), 44. hohe Spielkarte, 46. seemännisch: die Schiffsglocke anschlagen, 48. Künstlerwerkstatt, 50. Gestalt aus dem Ballett „Schwanensee", 54. Nebenfluß der Kama, 55. russ.-sowj. Schriftsteller („Das Purpursegel"), 56. Arasnebenfluß i. d. Armenischen SSR, 58. Name der längsten Eisenbahnlinie der Welt a. d. Gebiet der UdSSR (2 Wörter), 64. italien. Maler des 17. Jh., 65. Stacheltier, 66. Klang, Laut, 67. Geist, Witz (französ.), 69. Teil einer Sendeanlage, 72. französischer Schriftsteller („Die Glocken von Basel"), 75. Zeichen für Hektar, 77. alte spanische Münze, 79. Fluß in Oberitalien, 80. Stauanlage in Flußläufen, 82. Lehre vom Gleichgewicht der Kräfte, 85. Gewebeart, 87. jugoslaw. Adriainsel, 90. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 91. niederländ. Maler des 16. Jh., 92. makromolekularer Werkstoff, 94. Abschnitt der Bühnenwerke, 95. japan. Maler des 13. Jh., 97. Fluß i. d. Karelischen ASSR, 99. in ätherischen Ölen enthaltene Kohlenwasserstoffe, 101. Kuchengewürz, 102. dichterisch: Wäldchen, 105. Elternaktiv (Abk.), 106. afrikan. Liliengewächs, 107. Lastenheber, 108. Industriestadt im N des Krai Krasnojarsk, 109. Industriestadt im Staate Pandschab (Indische Union), 110. Regenpfeifervogel, 111. Donaunebenfluß, 112. Truppenspitze.

Senkrecht: 1. Bezeichnung f. d. Aussendienststellen der Volkspolizei, 2. Dneprnebenfluß, 3. sowj. Fluß zum Ob-Busen, 4. mündl. Erörterung, 5. Insel vor der Westküste Sumateras, 6. Sohn eines Königs (Bezeichnung), 7. jugoslaw. Adriainsel, 8. nordeurop. Hauptstadt, 9. Hunnenkönig, 10. Meeresbucht, 11. Stadt südwestl. von Lucknow/Indische Union, 12. Besucher, 16. Hauptstadt des Staates Bihar der Indischen Union, 19. Stadt im USA-Staat Montana, 22. Operngestalt aus „Lohengrin", 23. Wolganebenfluß, 24. Mädchenname, 26. chem. Zeichen für Radium, 28. russ. Männername, 29. Wanderpause, 33. svw. dauerhaft, standfest, 35. Sinnesorgan, 38. Brauch, Sitte, 39. Fluß im NO der Jakutischen ASSR, 41. spanischer Artikel, 43. ein Halbaffe, 45. Rist des menschl. Fußes, 46. günstigster Zustand des Kulturbodens, 47. trop. Schlingpflanze, 49. Abk. für Internationales Olympisches Komitee, 51. Fluß im südl. Peru, 52. vorspringender Teil einer Karteikarte, 53. Muse der Liebesdichtung, 54. ausgedroschene Getreidehalme, 55. Entstehung, Bildung (griech.), 57. Maßeinheit für die Lautstärke, 59. jugoslaw. Stadt in Serbien, 60. engl. Anrede, 61. rote Rübe, 62. Satz zusammengehörender Gegenstände, 63. Erbauer der legendären Arche, 68. Betreuer, 69. arab. Männername, 70. Abk. für Eisenbahnpionier, 71. österr. Bezeichnung für eine klößchenförmige Suppeneinlage, 73. Titelgestalt bei Gogol, 74. Zustandsform des reinen Kohlenstoffs, 76. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 78. Genossenschaftsform in der UdSSR, 81. Turnübung, 83. Geburtsort von Karl Marx, 84. Heldenepos des Homer, 86. englisch: Papier, 88. Zeichen für Registertonne, 89. japan. Münzeinheit, 91. sowj. Fluß zum Ilmensee, 93. Singvogel, 94. Stahlplatte mit Versteifungen, 96. russ. Mädchenname, 98. indischer Männername, 100. Farbe, 101. türkische Ruinenstätte nahe der Westgrenze der Armenischen SSR, 103. engl. Biersorte, 104. Erfüllungsstand.

Falls Sie, liebe Rätselfreunde, den Erfinder der Luftpumpe nicht kennen sollten (die Erfindung liegt immerhin schon 336 Jahre zurück!), dann brauchen Sie nur dieses Rätsel zu lösen, um seinen Namen zu finden.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 12 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 23. Juli 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 17/1986 der FREIEN WELT.

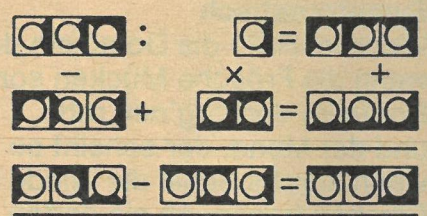
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. mehrstimmige Vokalkomposition, 2. Staat im Westen der Balkanhalbinsel, 3. Kleinkunstbühne, 4. Lehre vom inneren Bau der Lebewesen, 5. Bezeichnung f. d. sogenannte englische Krankheit, 6. Besitz, Habe, 7. südlichster Punkt Afrikas, 8. finnisches Nationalepos, 9. Urschrift, Urtext.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines bedeutenden sowj. Pädagogen und Schriftstellers (gest. 1939).

1				I	G	A	
2				N	I	E	
3		B	A	R			
4			T	O	M		
5		C	H	I			
6		G	E	N			
7	A	D	E				
8	A	L	E				
9			G	I	N		

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

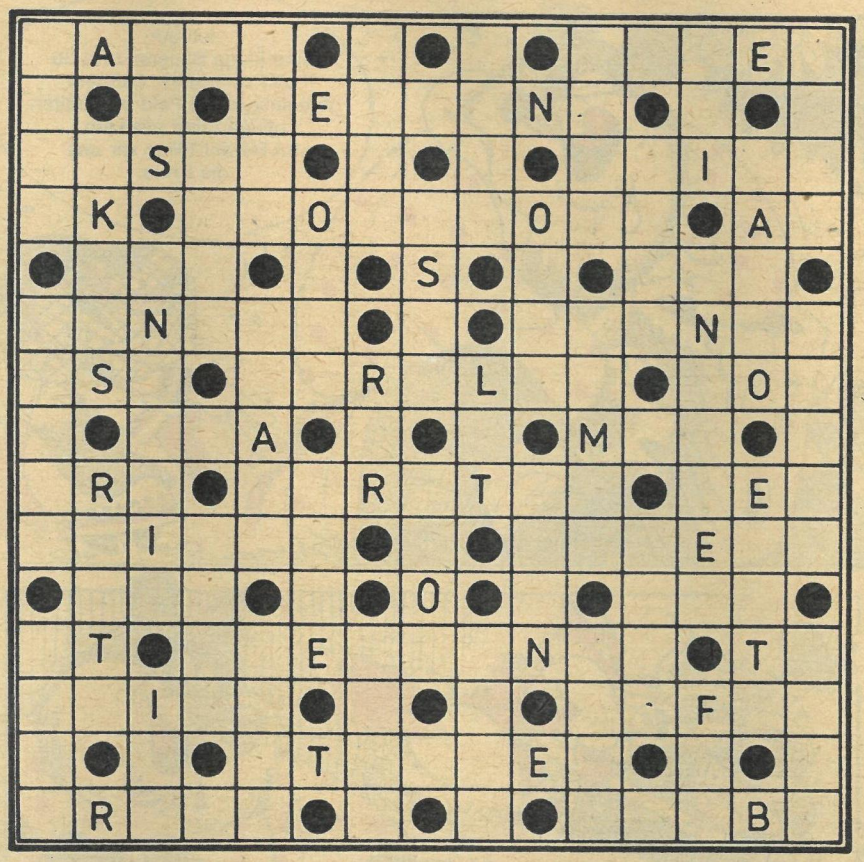
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabilnski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Zeichen für Aktuelle Kamera, 2. hohe Spielkarte, 3. Baumteil, 4. Sammlung von Aussprüchen, 5. chem. Zeichen für Astatin, 6. italien. Gebirge, 7. Säugetiere trop. Urwälder, 8. türk. Grenzort östl. von Adana, 9. Jahrbücher, 10. Korbblütler, Heilpflanze, 11. Fluß in Mittelitalien, 12. Riesenschlange, 13. ein Grundnahrungsmittel, 14. Berg in Graubünden, 15. Freund und Kampfgefährte von Karl Marx, 16. japan. Maler des 13. Jh., 17. Operngestalt aus „Lohengrin", 18. irische Stadt nordöstl. von Limerick, 19. südniederländ. Grenzort, 20. engl. Schulstadt, 21. Auslese, 22. engl. Adelstitel, 23. seitl. Stützsprung über ein Turngerät, 24. Singvogel, 25. Märchenwesen, 26. Stadt i. d. Schweiz, 27. japan. Heiligtum bei Osaka, 28. griech. Buchstabe, 29. Hafenmauer, 30. Stein zum Ätzen, 31. bekannter Rheinfelsen, 32. Schiefer, Fels, 33. Latte, Holzstab, 34. starke Zuneigung, 35. Huftier der Anden, 36. haffähnl. Bucht, 37. frühere lett. Münze, 38. Maß f. d. Eigenschaft aller Körper, 39. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 40. Fehlbetrag, 41. französisch: nein, 42. jugoslaw. Fluß, 43. Misere, Elend, 44. Donaunebenfluß, 45. Operngestalt aus „Elektra", 46. nordeurop. Hauptstadt, 47. Elbenebenfluß, 48. Speisefisch, 49. Provinz in Kanada, 50. Postsendung, 51. Sitzungsbericht, 52. Tanzschritt, 53. Schriftgrad, 54. mittelungar. Komitat, 55. nordfranzös. Stadt, 56. Küchengerät, 57. Nebenfluß der Maas, 58. Altersversorgung, 59. Nebenfluß der Wisła, 60. Fahrzeuganlasser, 61. altes forstwirtschaftl. Raummaß, 62. Mineral, 63. militär. Kommandozentrale, 64. Suppenschüssel, 65. hartes, sehr zähes Metall, 66. sowj. Flugzeugtyp, 67. sowj. Nachrichtenagentur, 68. seemännisch: großer Flaschenzug, 69. Froschlurch, 70. Moor, Sumpf.

Silbenrätsel

Aus den Silben a – au – bel – bro – che – che – da – da – de – del – e – e – eh – en – en – er – er – gart – ge – ge – ge – gel – gie – her – i – i – ib – im – kel – la – lau – ler – lour – me – me – na – na – ne – ne – nei – nes – ni – no – no – o – os – pel – ra – re – ree – sa – sä – sel – sen – set – sti – ter – ter – ter – tri – va – ve – wo – zie – sind 30 Wörter zu bilden. Die ersten Buchstaben von oben nach unten, die dritten von unten nach oben gelesen, ergeben ein Zitat aus Goethes „Faust" (ch = 1 Buchstabe):

1. nächster Verwandter, 2. griech. Gebirge, 3. unteritalien. Hafenstadt, 4. Schulsaal, 5. Singvogel, 6. wäßrige Lösung, 7. Pädagoge, 8. Tonintervall im Neunstufenabstand, 9. lotrechter Dachabschluß, 10. einjähriges Pferd, 11. norweg. Dramatiker („Nora"), 12. Holzbearbeitungswerkzeug, 13. Musikstück für 3 Instrumente, 14. Titel einer Verdi-Oper, 15. offener Schiffsankerplatz, 16. sowj. Presseagentur, 17. Schachfigur, 18. Gebirgsstock auf Kreta, 19. Nachkomme, 20. samtartiges Gewebe, 21. Grasland, 22. Vergeltung, 23. Pflanze mit Brennhaaren, 24. ethischer Begriff, 25. Stacheltier, 26. Nähutensil, 27. Fluß in Spanien, 28. Flüssigkeitsrest, 29. Biene, 30. Hunderasse.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln: Rebe – Step – Lido – Horst – Rotte – Nadir – Tenne.

Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Begriffe – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Nebenhandlung, ein Zwischenspiel.

SCHACH

Gellers Glanzpartie

FRANZÖSISCH, J. Geller (ZSKA) – J. Kekki (Matynkylä/Finnland), Moskau '86: **1. e4 e6 2. d4 d5 3. Sd2 a6 4. Sgf3 c5 5. ed ed 6. Le2 c4 7. 0-0 Ld6 8. b3 b5 9. a4 c3 10. ab cd 11. L:d2 Lb7 12. ba S:a6 13. L:a6 T:a6 14. De2+ De7 15. D:a6!!?** (eine sensationelle Neuerung) **15. ... L:a6 16. T:a6 Dc7?!** (der einzige Verteidigungsplan bestand nach gemeinsamen Analysen in 16. ... Dd8! 17. Tfa1; Geller: 17. ... Se7 18. Ta8 Sc8 mit unklarer Stellung) **17. Te1+ Kd7 18. c4! dc 19. bc f6** (19. ... D:c4 20. Ta7+ Kc6 21. Tc1+) **20. c5 L:c5** (20. ... Lf4 21. c6+ D:c6 22. T:c6 L:d2 23. Tee6+) **21. dc Se7 22. Sd4 Schwarz gab auf.** Nach 22. ... D:c5 gewinnt schlicht 23. Se6!, gefolgt von 24. Ta7+.

Diese „Miniatur" bezeichneten die finnischen Schachjournalisten Pekka Kauppala und Jouni Syrjänen (von ihnen stammen auch, gekürzt, die Anmerkungen) als „Glanzpartie von Altmeister Geller" und „theoretisch sehr wichtig". Die Partie entstammt dem Europacup-Match ZSKA Moskau – Matynkylä (11:1).

Vom Kern zum Wort

1. urweltlicher Gliederfüßer des Meeres, 2. Stadt im Bezirk Dresden, 3. Sternkundiger, Sternforscher, 4. Stadt in Südfrankreich, 5. eine gelbe Pflaumensorte, 6. Unwissender; Dummkopf, 7. kleine Heringsfische, 8. schmarotzender Fadenwurm, 9. glasiges Vulkangestein, 10. Kreisstadt im Bezirk Potsdam (optische Industrie).

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von oben nach unten gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein verstärkendes Halbleiterbauelement.

1			L	O	B		
2	A	D	E				
3		T	R	O			
4			B	O	N		
5		I	L	L			
6				R	A	N	
7			D	I	N		
8			C	H	I		
9				D	I	A	
10		T	H	E			

Auflösungen aus Heft 13/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Saum (71), Recha (65), Orfe (58), Kali (38), Dur (18), Ajax (2), Oboen (56), Jana (36), Rasin (63), ars (10), Nolde (54), Mark (45), Stella (75), UB (83), Été (24), Gaidar (31), Silage (80), Ami (6), Argot (12), Igor (33), Sorbe (73), Kimme (41), Lied (44), Amman (3), Anke (7), Ernest (19), Tender (82), Ero (21), As (9), Kerbel (39), Ries (68), Medea (49), Sen (76), Lager (42), Isen (35), Magen (47), Soli (79), Alu (4), Bass (14), Onon (60), Solei (77), Etui (27).

Senkrecht: Star (74), Ukas (84), Maxim (46), Rio (69), Chor (16), ADN (1), Orjol (59), Fandango (29), Jaguar (37), Bake (13), Esse (28), All (8), AE (11), Nana (52), Nemi (53), Binsen (15), Tag (81), Galle (30), Diode (17), Rabat (62), Stint (78), Liman (43), Agenda (5), Erker (23), rem (64), Oka (57), Irokesen (34), Mir (48), Kessel (40), Saba (70), Ekel (26), Elsa (20), Orne (61), Ede (25), Renan (66), Sasse (72), Mi (50), Egel (22), GOST (32), Rigi (67), Mus (51), NBI (55).

Rätselpyramide: 1. Te, 2. Ter, 3. Rest, 4. Aster, 5. Raster, 6. Starter.

Wabenleiste: 1. Torero, 2. Breite, 3. Letten, 4. Lianen, 5. Silber, 6. Tresse. – Oblast.

Umstellrätsel: Roman, Otto, Mal, Alpen, Nagel, Idol, Kuba. – Romanik.

Magisches Quadrat: 1. Klage, 2. Leser, 3. Assen, 4. Geest, 5. Ernte.

Geschütteltes: BEIN und SAHNE = Eisenbahn

Raten und Rechnen:

4830	–	1504	=	3426
+		:		–
2846	+	94	=	2940
7776	:	16	=	486
–		×		+
1860	+	210	=	2070
5916	–	3360	=	2556

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 9) aus Heft 11/1986

Waagerecht: 1. Rad, 4. Blida, 8. Donez, 14. Miro, 16. Reklame, 17. Etalon, 20. Auer, 21. Ast, 22. Sierra, 24. Ali, 26. Ist, 27. Agon, 28. Ire, 30. Romm, 31. Nie, 32. Esel, 34. Ihle, 36. Roi, 37. Maat, 39. RT, 40. Lid, 43. Not, 45. Patronen, 48. Ur, 50. Alster, 52. Uhr, 54. Tirana, 55. Echolot, 58. Sauna, 60. Ain, 61. Oblast, 62. Reim, 64. Reis, 66. Adebar, 69. Tat, 70. Aster, 72. Mogelei, 74. Spinat, 78. Dan, 80. Angara, 82. Ra, 84. Karenina, 86. Ohr, 88. Lee, 89. AN, 90. Aksu, 91. Uda, 92. Bali, 95. Pakt, 96. Ger, 98. idio, 100. Ase, 101. Emil, 102. See, 103. Ice, 104. Natter, 106. Leu, 108. Reck, 110. Neon, 113. Phenol, 114. Triller, 115. Gaur, 116. Sigi, 117. Eloge, 118. Egede, 119. Paladin.

Senkrecht: 2. Amati, 3. Diu, 4. Borgelt, 5. Iran, 6. Des, 7. Aktionen, 8. Dase, 9. Omi, 10. Neer, 11. Zermatt, 12. Elan, 13. Knie, 15. Real, 18. Tamarinde, 19. Oliven, 23. Roma, 25. Meru, 26. IL, 29. Rio, 33. Streb, 35. Halo, 38. Tor, 41. Iesi, 42. Drama, 44. TU, 45. Prisma, 46. Narbe, 47. Narr, 49. AHA, 50. Alt, 51. Strada, 53. Hai, 56. Clair, 57. Ostankino, 59. Areal, 61. Omsk, 63. Eta, 65. Erne, 66. Aga, 67. Elm, 68. Airak, 71. Sardelle, 73. Oral, 75. Palech, 76. Nea, 77. Tisdale, 79. no, 81. Gebirge, 83. Antonin, 85. nuit, 87. Hus, 93. Alea, 94. Iskra, 95. Pensa, 96. Gips, 97. Reep, 99. Otto, 100. Arie, 101. Eure, 105. Erg, 107. EEG, 109. Cup, 11. Eid, 112. Ogi. –**Lösungswort:** Kandalakscha.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Ruth Zschütting, Stralsund, 2300

2. Preis:
75,– M Peter Schulze, Rostock, 2500

3. Preis:
50,– M Hans Ende, Gera, 6500

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Lilli Possehn, Sülzhayn, 5508; Manfred Viertel, Schwarzenberg, 9430; Paul Katzemann, Jena 6900; H. Trauer, Halle, 4020; Hans Bertram, Lichtenstein, 9275.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 11

Entsetzt fuhren die Bewohner des Tierhäuschens eines Morgens aus dem Schlaf.

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Was ist das für ein schlimmer Spektakel? Das ist der Bär. Er ist schrecklich wütend, weil ihn die Füchsin betrogen hat. An einem Frühlingstag begegnete er ihr im Wald…

Ich bin eine kluge Bäuerin, und du bist sehr stark. Laß uns gemeinsam das Feld bearbeiten, pflügen und pflanzen. Im Herbst teilen wir uns die Ernte.

Der Bär war einverstanden. Sie pflügten das Feld und steckten Rüben. Der Bär, vor den Pflug gespannt, schwitzte sehr. Die faule Füchsin aber sang ein fröhliches Lied.

Die Blätter sind so saftig grün, sie werden vortrefflich schmecken, dachte der Bär und nahm die Blätter.

Als die Ernte eingebracht wurde, sprach die Füchsin: „Nun, Mischa, wähle: Möchtest du die herrlich frischen Blätter oder die schrumpligen Wurzeln?“

Ehrenwort: Noch einmal wird mich die Füchsin nicht betrügen!

UR·R·R

UR·R·R

Im Frühling bestellten sie wieder das Feld. Sie säten Roggen.

Im Herbst werde ich die Wurzeln nehmen, dann hat die „kluge“ Bäuerin das Nachsehen!

Als die Zeit der Ernte kam, blieb für den Bär nur ein Bündelchen trockener Wurzeln. Die Füchsin aber schleppte die prallen Säcke heim.

Und nun wißt ihr, warum der Bär seit Tagen durch den Wald tobt…

Fortsetzung von Seite 35

Der Ausflug

Magen einen wilden Lauf zu beginnen, eine Jagd auf nicht einzuholende Antilopen, bedeutete nahezu den Tod. Vor allem aber wäre eine Jagd für die Jungtiere noch verfrüht gewesen. Die kleinen Wölfe konnten Schaden nehmen, ein für allemal ihren Wagemut verlieren, wenn sie, außer Atem vom Lauf, unmittelbar vor dem unerreichbaren Ziel zurückblieben, aufgeben müßten. Im Winter, zur Zeit der großen Treibjagden, würden die Halbwüchsigen fast ein Jahr alt und stark genug sein, sollten sie sich dann ausprobieren und überzeugen, wie weit ihre Kräfte reichten, sollten sie dann an die Seite der Großen treten; noch hatte es keinen Sinn, ihnen das Spiel zu verderben. Doch wie herrlich würde jene Stunde sein!

Akbara rückte ein wenig von ihren Jungen weg, die ihr in der Ungeduld des Jagdfiebers lästig wurden, und wechselte auf einen anderen Platz, ohne freilich den Blick auch nur für einen Moment vom Zug der Antilopen zu wenden, die zur Wasserstelle liefen, Seite an Seite durchs silbrige Rohrgras glitten, als wären es Fische, die zum Laichen an den Oberlauf eines Flusses schwimmen, alle in eine Richtung, alle in einem Strom und nicht voneinander zu unterscheiden. Aus Akbaras Augen sprach jedoch ihre eigene Auffassung von den Dingen: Mochten sich die Saigas jetzt ruhig entfernen, ihr Tag würde kommen – alles, was in der Savanne ist, bleibt in der Savanne. Die Jungwölfe setzten inzwischen ihrem Vater zu, versuchten den mürrischen Taschtschainar anzustacheln.

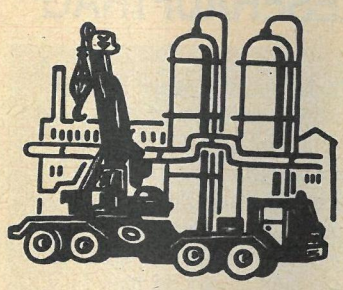
Akbara stellte sich den Winteranfang vor, die riesige Halbwüste, eines Morgens über und über weiß von frischgefallenem Schnee, der zwar nur einen Tag oder einen halben liegenbleibt, doch den Wölfen das Signal für die große Jagd gibt. Von diesem Tag an bestimmt die Antilopenjagd ihr Leben. Und dieser Tag wird kommen! Mit leichtem Bodennebel, mit frostigem Reif am traurigen weißen Rohrgras und an den sich zu Boden neigenden Zweigen der Tamariskensträucher, mit einer verschleierten Sonne über der Savanne... So bildhaft stellte sie sich diesen Tag vor, daß sie unwillkürlich zusammenzuckte, als atmete sie tatsächlich Frostluft, als wäre sie mit den prallen Blütensternen ihrer Pfotenkissen auf eine Schneekruste getreten und sähe nun deutlich ihre eigene ausgewachsene Fährte, die Fährten ihrer herangewachsenen, kräftig gewordenen Jungwölfe, deren Eigenheiten sich schon ihren Tapfen mitteilten, und daneben die Abdrücke sehr großer Pfoten, wie gewaltige Blütenstände, mit Krallen wie Schnäbeln, das mußten Taschtschainars Pfoten sein, tief und kräftig in den Schnee geprägt, war er doch gesund und hatte eine schwere Wamme; eine Kraft war er – wie ein blitzendes Messer an der Kehle der Antilopen, und jedes Tier, das er schlug, bespritzte den weißen Schnee der Savanne mit einem Schwall roten Blutes, als breite da ein Vogel seine heißen roten Schwingen aus, und all das, damit unter ihrem grauen Fell ein anderes Blut lebte, lebte auf Kosten anderen Blutes: So ist es seit Urbeginn, anders geht es nicht, darüber hat keiner zu richten, denn es gibt keine Gerechten und keine Schuldigen, schuldig ist nur derjenige, der das eine Blut für das andere geschaffen hat. Allein dem Menschen ist ein anderes Los bestimmt, er erzeugt Brot im Schweiße seines Angesichts, züchtet Vieh im Schweiße seines Angesichts – muß selber Schöpfer der Natur sein.

Diese Fährten im Schnee der Mujunkum, die großen und die etwas kleineren, werden sich im Bodennebel nebeneinander hinziehen und in einer windstillen Mulde zwischen Sträuchern enden; hier werden die Wölfe abwarten, hier werden sie Umschau halten und diejenigen zurücklassen, die im Hinterhalt bleiben sollen.

Schon nähert sich die ersehnte Stunde: Akbara schleicht sich an, so weit es nur geht, schmiegt sich an den Boden, preßt sich an die vereisten Gräser; ohne zu atmen, nähert sie sich den grasenden Saigas, bis sie deren noch nicht beunruhigte Augen sieht, stürzt dann wie ein Schatten vor, und nun ist sie da, die Sternstunde des Wolfes! So lebhaft stellte sich Akbara die erste Treibjagd mit ihren Jungen, die Lehrstunde für sie vor, daß sie unwillkürlich winselte und beinahe aufgesprungen wäre.

Ach, wie wird diese Verfolgungsjagd durch die winterliche Savanne brausen! Die Saigaherden werden davonstürmen wie vor einer Feuersbrunst Hals über Kopf, im Nu verwandelt sich der weiße Schnee in eine schwarze Erdnarbe, und sie, Akbara, rast hinterher, allen voran, als Führende; hinter ihr aber, fast an ihrer Seite, laufen die Kinder, die jungen Wölfe, ihre drei Erstlinge, ihr Nachwuchs, der nach seiner ursprünglichen Bestimmung um solcher Jagd willen zur Welt gekommen ist, und neben ihr natürlich auch Taschtschainar, der Vater, kraftvoll, unermüdlich im Lauf, der nur sein Ziel verfolgte, die Saigas so zu treiben, daß sie zum Hinterhalt hin abbiegen, damit seine Sprößlinge eine Unterrichtsstunde in Jagd bekommen. Diese Jagdvision entsprang weniger Akbaras Verlangen nach Beute als vielmehr ihrem Wunsch, daß die Jagd möglichst schnell begänne und sie alle wie graugeflügelte Vögel durch die Steppe dahinflögen. Das war der Sinn ihres Wolfslebens.

Das waren die Träume der Wölfin, Triebe ihrer Natur, die ihr vielleicht der Himmel selbst eingegeben hatte, Träume, an die sie sich später bitter, schmerzlich erinnern würde, die sie bis in den Schlaf verfolgen sollten, oft und ausweglos... Ihre Tränen würden der Preis der Träume sein. Alle Träume sind so – zuerst entstehen sie in der Einbildung, dann scheitern sie größtenteils, scheitern, weil sie sich erdreistet haben, wie Blumen und Bäume ohne Wurzeln zu wachsen. Alle Träume sind so – daher ihre tragische Notwendigkeit bei der Erkenntnis von Gut und Böse.



Schulabgänger 1987!

Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!
Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur Berufsausbildung im Grundberuf

Maschinen- und Anlagenmonteur
(Spezialisierungsrichtung Rohrleitungsbau)
Für Abgänger der 10. Klasse (nur Jungen)

Ausbildungsort:
BBS „Ernst Schneller" des VEB IMO Merseburg in Meuselwitz, Kreis Altenburg.
Unterbringung im Internat mit wöchentlicher Heimreise. Für die Jugendlichen aus Halle-Neustadt, Leipzig, Halle besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz mit täglicher Heimreise.
Für die Jugendlichen aus den Nordbezirken besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Böhlen mit Internatsunterbringung (auch über das Wochenende).

Ausbildungszeit 2 Jahre

Freizeitgestaltung
Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

Einsatzmöglichkeiten
Nach Abschluß der Facharbeiterprüfung erfolgt der Einsatz auf unseren Montagebaustellen in der Republik. Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz im Ausland erfolgen.

Weiterbildungsmöglichkeiten
Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie (Qualifizierung zu einer höheren Prüfgruppe auf schweißtechnischem Gebiet, Meisterstudium u. a.). Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

Entlohnung
Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen.
Nach dem 1. Lehrjahr werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen eingesetzt.
Für diese Zeit werden auf der Grundlage des Montageabkommens zusätzlich gezahlt:
9,– M Auslösung ● Wegegeld ● Fahrgeldrückerstattung ● vierzehntägliche Bezahlung der Heimreise ● Erschwerniszuschlag

Erforderliche Bewerbungsunterlagen
Bewerbungskarte ● Bewerbungsschreiben ● Lebenslauf ● Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse ● Bestätigung der gesundheitlichen Eignung

Es ist ratsam, bei bestehendem Interesse für diesen Beruf schriftlich oder telefonisch noch vor der Bewerbung die Verbindung mit uns aufzunehmen!

Alle Anfragen und Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Berufsausbildung in unserem Betrieb sind an folgende Anschrift zu richten:

VEB Industriemontagen
Merseburg
4200 Merseburg
Von-Harnack-Straße 15
Berufsberatung
Telefon 26 43 38

IM LESERAUFTRAG

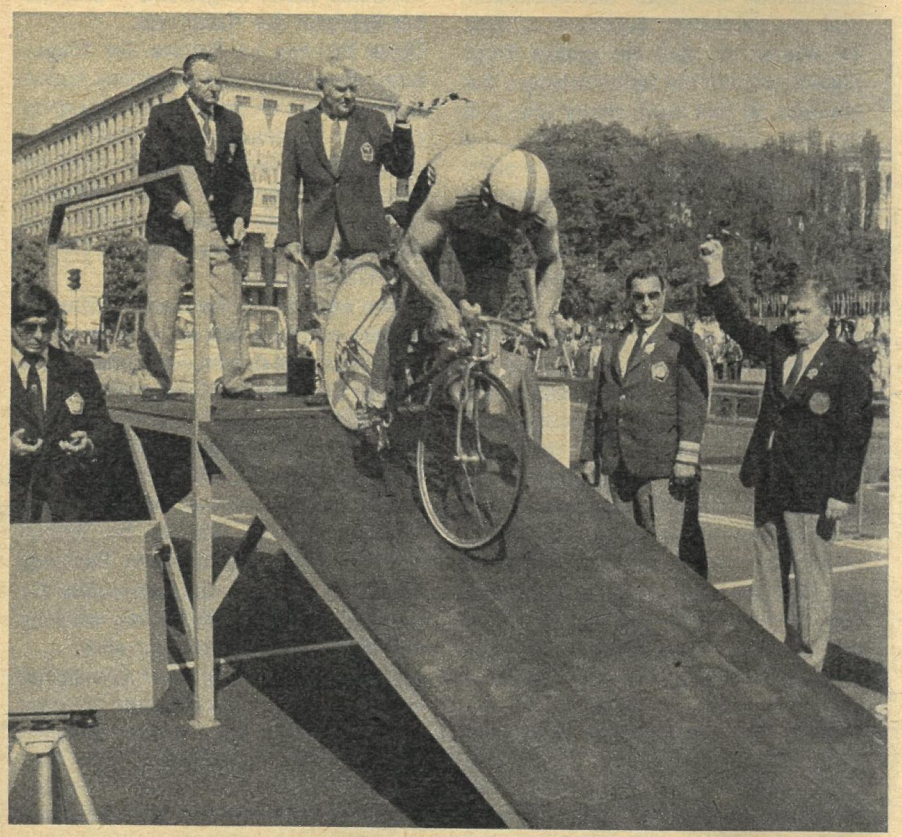
Im Radsport immer häufiger, nun auch bei den von sowjetischen Fahrern gewonnenen Einzel- und Mannschafts-Zeitfahretappen der Friedensfahrt, sind Rennräder zu sehen, die keine Speichen haben. Worin liegen die Vorteile solcher Vollplasträder? Ich könnte mir vorstellen, daß es einen bei starkem Seitenwind voll umschmeißt.

Rainer Wohlgemuth, Leipzig

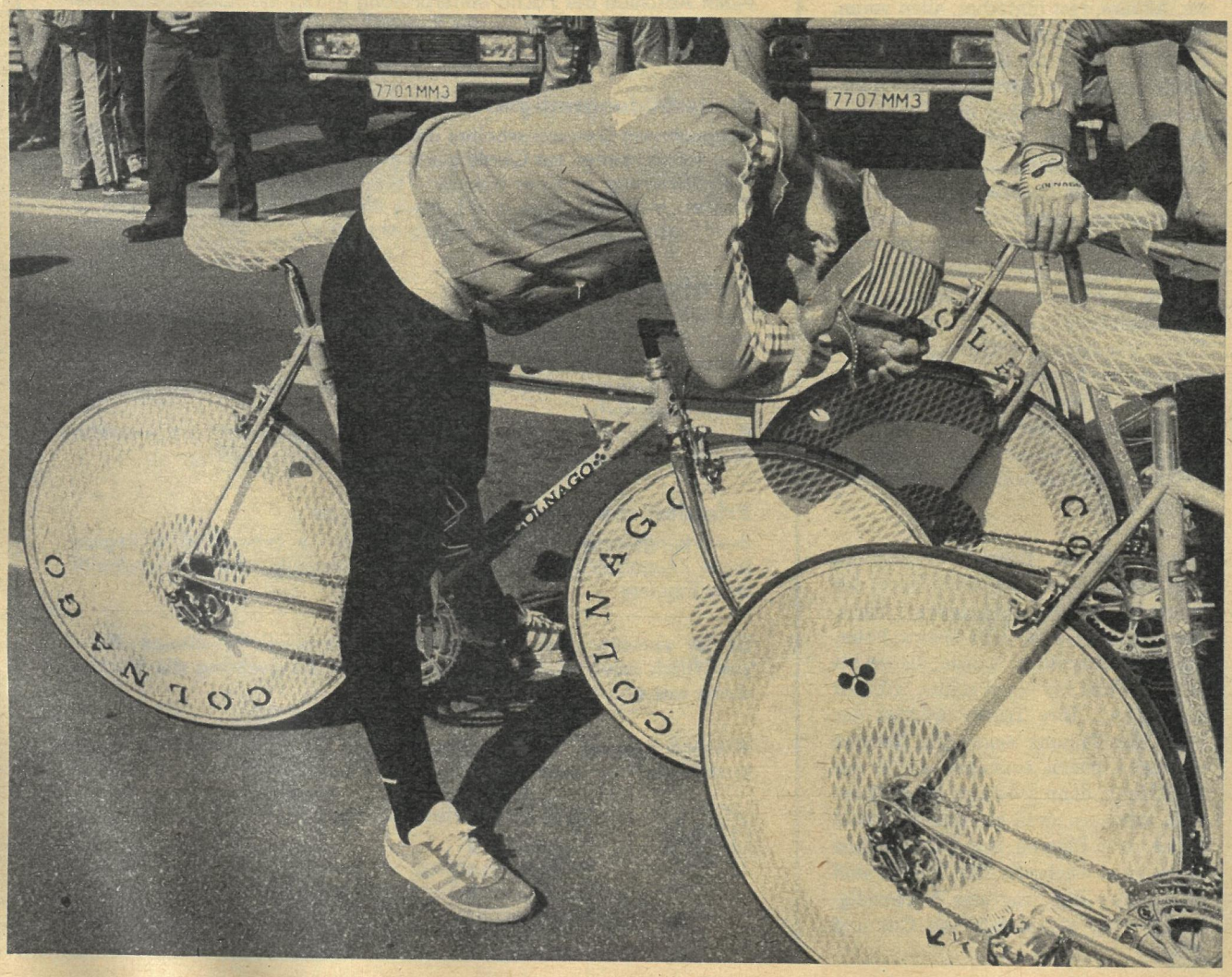
Wir übermittelten die Frage dem Radsport-Journalisten Wulf Fischer.

Das Fahrrad neu erfinden?

Das speichenlose Kompaktrad revolutioniert das meistverbreitete Sportgerät des Erdballs



Traditionsreiche Radsportverbände feierten in den letzten Jahren ihre 100jährigen Gründungsjubiläen. Aus diesem Anlaß vergab man 1985 die Weltmeisterschaften nach Italien, die Belgier sind 1988 für Berufsfahrer und nichtolympische Disziplinen an der Reihe. Unlängst veröffentlichte die UNESCO eine britische Studie. Danach rollen gegenwärtig 1,1 Milliarden Fahrräder durch die Welt. Es werden so viele sportlich genutzt, daß zu Recht behauptet werden kann: Das Fahrrad ist das am meisten verbreitete Sportgerät. Die erste internationale Radsport-Konkurrenz veranstaltete der einstige Sekretär des französischen Romanciers Victor Hugo, Richard Lesclide am 7. November 1896 zwischen Paris und Rouen. Seither hat sich das Rad immer weiter entwickelt. Einschneidende Verbesserungen, wie die Erfindung der Luftbereifung durch den Schotten Dunlop oder Mitte des 20. Jahrhunderts die der Gangschaltung (die ursprünglich nur drei Varianten bot), ermöglichten den Rennfahrern, immer längere Strecken in immer kürzerer Zeit zu bewältigen. An einem Problem aber schienen die findigsten Konstrukteure zu scheitern: Die Laufräder des Rades bestehen seit Gründerzeiten aus der Nabe im Zentrum, von der aus die Speichen zur Felge führen. Sie verleihen dem Rad Stabilität und Halt. Versuche im Windkanal während der dreißiger Jahre überraschten schon damals mit der Erkenntnis, daß die rotierenden Speichen dem Wind eine beträchtliche Angriffsfläche bieten und unerwünschte Luftwirbel mit Bremseffekt erzeugen. Also lag auf der Hand, mittels einer glatten Fläche inmitten des Laufrades Abhilfe zu schaffen. In Frankreich kam man deshalb am 18. November 1933 gleich zur Sache. Konstrukteure verkleideten ein normales Speichenrad mit einer glatten Fläche aus plastähnlichem Werkstoff. Der Weltrekord im Zeitfahren über eine Stunde stand seinerzeit bei 44,588 Kilometer. Mit dem neuen Modell erreichte ein gewisser Marcel Berthet in Paris für damalige Verhältnisse unglaubliche 49,922 Kilometer. Dabei näherte sich Monsieur Berthet damals seinem 46. Geburtstag. Die Konstrukteure verstießen jedoch gegen den Paragraphen 49 des Allgemeinen UCI-Reglements.* Der untersagt jedem Radkonstrukteur, zwecks verbesserter Aerodynamik irgendwelche Verkleidungen am Fahrrad anzubringen. Genau das aber war hier geschehen. Die bewegte Geschichte des Radsports kennt zwar ähnliche Versuche in Deutschland, den Niederlanden und den USA, aber im Grunde herrschte zum Thema Speichenrad dann lange Zeit Ruhe. Eine Zwischenstation dürfte Mitte der 70er Jahre jene von der DDR maßgeblich forcierte Entwicklung gewesen sein, als die üblichen runden Speichen sozusagen „flachgeklopft“ wurden. Die dadurch entstandenen „Messerspeichen“ standen am Anfang einer ganzen Welle von Verbesserungen. Zuerst bei Maschinen für den Bahnradsport. Der sogenannte Hörnerlenker gestattete jedem Akteur eine bessere aerodynamische Sitzposition. An den Rohrteilen der immer teurer werdenden Räder wurden für die Zeitfahrdiszi-



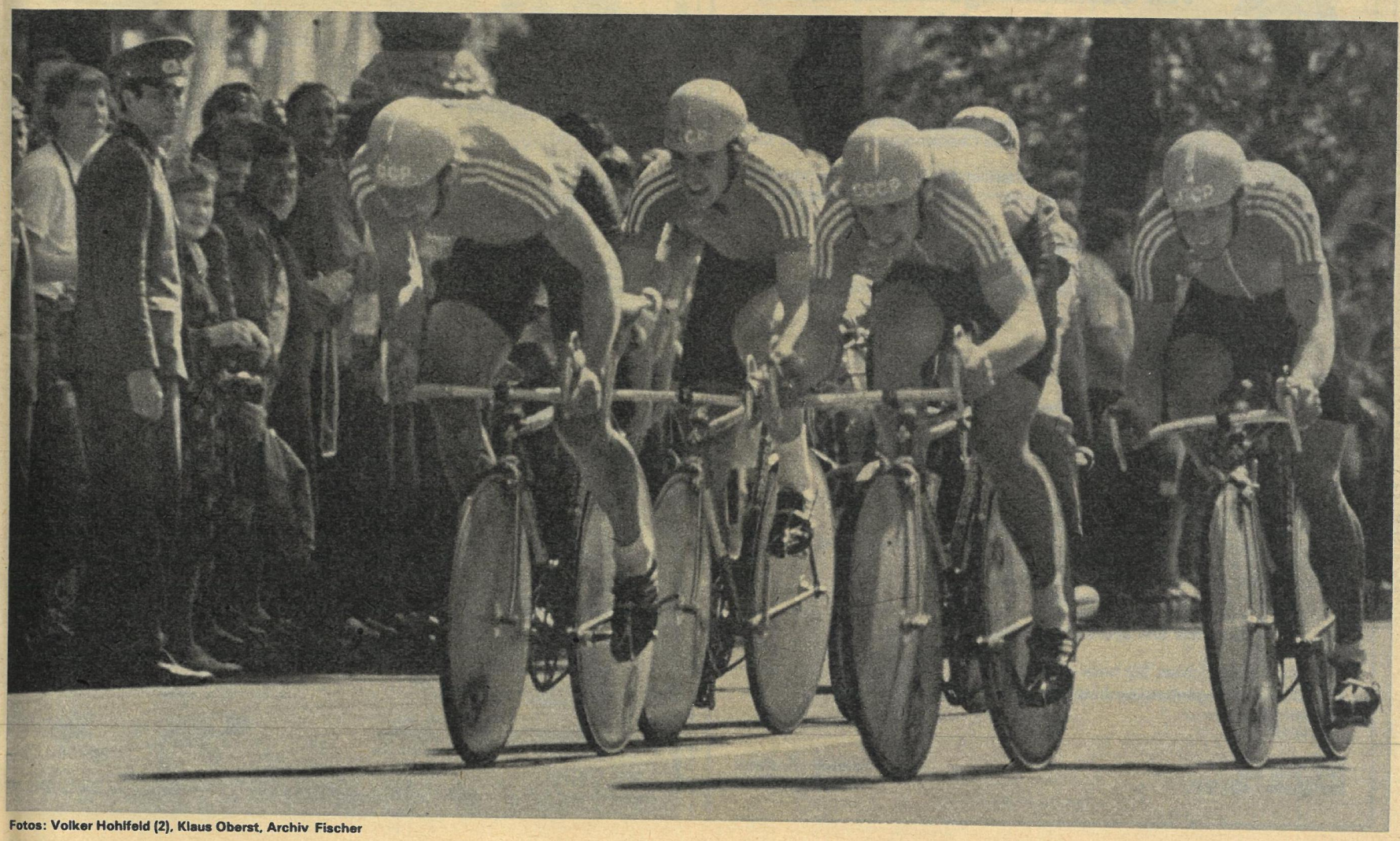
plinen auf der Straße sogar die Trinkflaschen so gestaltet, daß sie möglichst wenig Luftwiderstand boten. Von all diesen Details ging aber noch keine solch revolutionierende Wirkung aus wie von der Erfindung des Scheibenrades. Heute werden die schwarzen, orangefarbenen oder bizarr-bunten Scheiben bei Bahn- und Straßenradsport-Veranstaltungen nicht mehr als Weltwunder bestaunt. Um so eigenartiger, daß das Scheibenrad eigentlich erst gut zweieinhalb Jahre existiert! Den Durchbruch unternahmen italienische Firmen: Sie wollten dem alternden Rad-Profi Francesco Moser wieder ein Aushängeschild verschaffen, ihn wieder zu alter Werbefähigkeit aufpäppeln. (Sein Weltmeister-Erfolg in San Christobal/Venezuela lag bereits sieben Jahre zurück!) Für diesen Coup wurde der Stundenweltrekord ausgewählt, der seit dem 25. 10. 1972 vom mehrfachen Tour-de-France-Sieger Eddy Merckx mit 49,431957 km gehalten wurde. Mosers Anpassung an Mexikos Höhenluft wurde generalstabsmäßig geplant. Hatte Merckx einst in seiner Garage mit einer Sauerstoffmaske die Anforderung der Höhenlage simuliert, so begann Mosers Vorbereitung vier Monate vor dem Angriff auf den Stundenweltrekord: Eine Million Mark blätterten interessierte Spender auf den Tisch. Zum Betreuer-Team gehörten sieben Ärzte, darunter ein Biologe, ein Biochemiker, ein Diätologe. Und schließlich das Rad selbst: Es kostete glatte 100 000 Mark, wurde von Antonio Dal Monte konstruiert und bestand aus Carbonfiber-, Aluminium- und Titanteilen. Das Neue an dem Rad aber waren die Vorder- und Hinterradscheiben. Moser bewegte erstmals so ein Gefährt in einem Wettkampf. Angesichts seiner beiden Stundenweltrekorde (19. 1. – 50,808423 km und 51,151350 km am 23. 1. 1984) jubelte Italiens mächtige Sportzeitung „La Gazetta dello Sport", Mailand: „Moser fuhr ins Jahr 2000!" Die emotional weniger beteiligte Pariser „L'Equipe" versachlichte: „Angesichts dieser Präparationen und des materiellen Vorteils wäre kein Weltrekord eine Blamage gewesen." Erreicht wurde mit dem Rekord jedenfalls, die Absatzmärkte zu erweitern.

Seit jenen Januartagen 1984 sind allerorten Konstrukteure dabei, ihren Fahrern bestmögliche Scheibenräder zur Verfügung zu stellen. Die UdSSR beispielsweise arbeitet an ähnlichen Maschinen. Mit ihrem ersten Entwicklungsergebnis verbesserte Wjatscheslaw Jekimow, der 85er 4000-m-Einzel-Verfolgungsweltmeister, am 28. 10. 1985 auf der Moskauer Lärchenholzpiste von Krylatskoje den Amateur-Stundenweltrekord für Hallenbahnen auf 48,448 km. Spätestens bei den Weltmeisterschaften 1986 in Colorado Springs wollen die sowjetischen Verfolger neue, schnellere Rennmaschinen an den Start schieben. Auch im Straßenradsport haben sich die Scheibenräder bei den Zeitfahrwettbewerben der Kollektive und der Einzelfahrer durchgesetzt. Bereits bei den Olympischen Spielen von Los Angeles 1984 raste Italiens Straßenvierer mit Moser-Materialien zur Goldmedaille; mit einer Zeit von unter zwei Stunden, was also einem Stundenmittel von über 50 km/h entspricht. 1985 ereignete sich bei der Rad-WM in Giavera del Montello (Venedig) folgendes: Der favorisierte DDR-Vierer kam mit der Verbesserung des DDR-Rekords um über fünf Minuten (1:53:13 h) auf herkömmlichen Rädern nur auf den vierten Rang des Weltchampionats, weil die UdSSR als Weltmeister, die ČSSR als Silbermedaillengewinner und die drittplazierten Italiener noch beträchtlich schneller über den Asphalt brausten...

Obgleich die Scheibenräder bei Seitenwind schwerer zu steuern sind als herkömmliche Maschinen, ist ihr Siegeszug nicht aufzuhalten. Der Doyen der erfolgreichsten Radsporttrainer der Welt, der Berliner Wolfram Lindner: „Die Erfindung der Scheibenräder ist nur mit der Einführung der Gangschaltung zu vergleichen. Es ist sozusagen die zweite!"

* UCI – Union Cycliste Internationale, Weltradsportverband; Dachgremium für die FIAC (Amateurvereinigung) und die FICP (Vereinigung der Berufsfahrer)

Mit Profi Francesco Moser kam die Scheibe ins Rollen (oben). Prolog zur 39. Friedensfahrt am 6. 5. 1986 in Kiew: Thomas Barth/ DDR (links oben), sowie Viktor Klimow und Wassili Shdanow beim 50-Kilometer-Fahren in Kiew (auf unserem Foto unten, von links)



Fotos: Volker Hohlfeld (2), Klaus Oberst, Archiv Fischer

Wir brauchen junge Facharbeiter aus handwerklichen, technischen und maschinentechnischen Berufen, die auf unseren Handelsschiffen in den Bereichen „Deck" und „Maschine" wichtige und lohnenswerte Aufgaben finden. Unsere Außenstellen nennen Ihnen Ihre Möglichkeiten an Bord.

Hohe Anforderungen – viel Vorteile

- Qualifizierungsmöglichkeiten bis zum Offizier
- Urlaub wie Schichtarbeiter
- Zuschläge nach Dauer der Betriebszugehörigkeit
- Bordzulagen nach entsprechender Fahrzeit
- Verpflegungsgeld bei Abwesenheit von Bord, z. B. Urlaub

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihres Betriebes richten Sie bitte an unsere Außenstellen.

Wismarsche Straße 18
PSF 2188, Rostock, 2500
Tel. 2 37 35

Wichertstraße 47
Berlin, 1071
Tel. 4 49 78 89

Löhrstraße 15
PSF 950, Leipzig, 7010
Tel. 20 05 02

Rehefelder Straße 5
Dresden, 8023
Tel. 57 71 76

Kurt-Fischer-Straße 52
Karl-Marx-Stadt, 9020

Kettenstraße 8
Erfurt, 5020
Tel. 2 92 93

Reg.-Nr. 286/IV/85

VE KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
- DEUTFRACHT / SEEREEDEREI -
Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen

Solidarität

Wie in jedem Jahr möchten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 29. August 1986 vorbereiten. Wir bieten Ihnen zum Mitmachen für alt und jung, groß und klein unsere FREIE-WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Verkaufsstand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:
Erster Preis – 1000 Mark
Zweiter Preis – 750 Mark
Dritter Preis – 500 Mark
Fünfmal – 100 Mark, Zehnmal – 50 Mark, dreißig Büchergutscheine à 25 Mark.

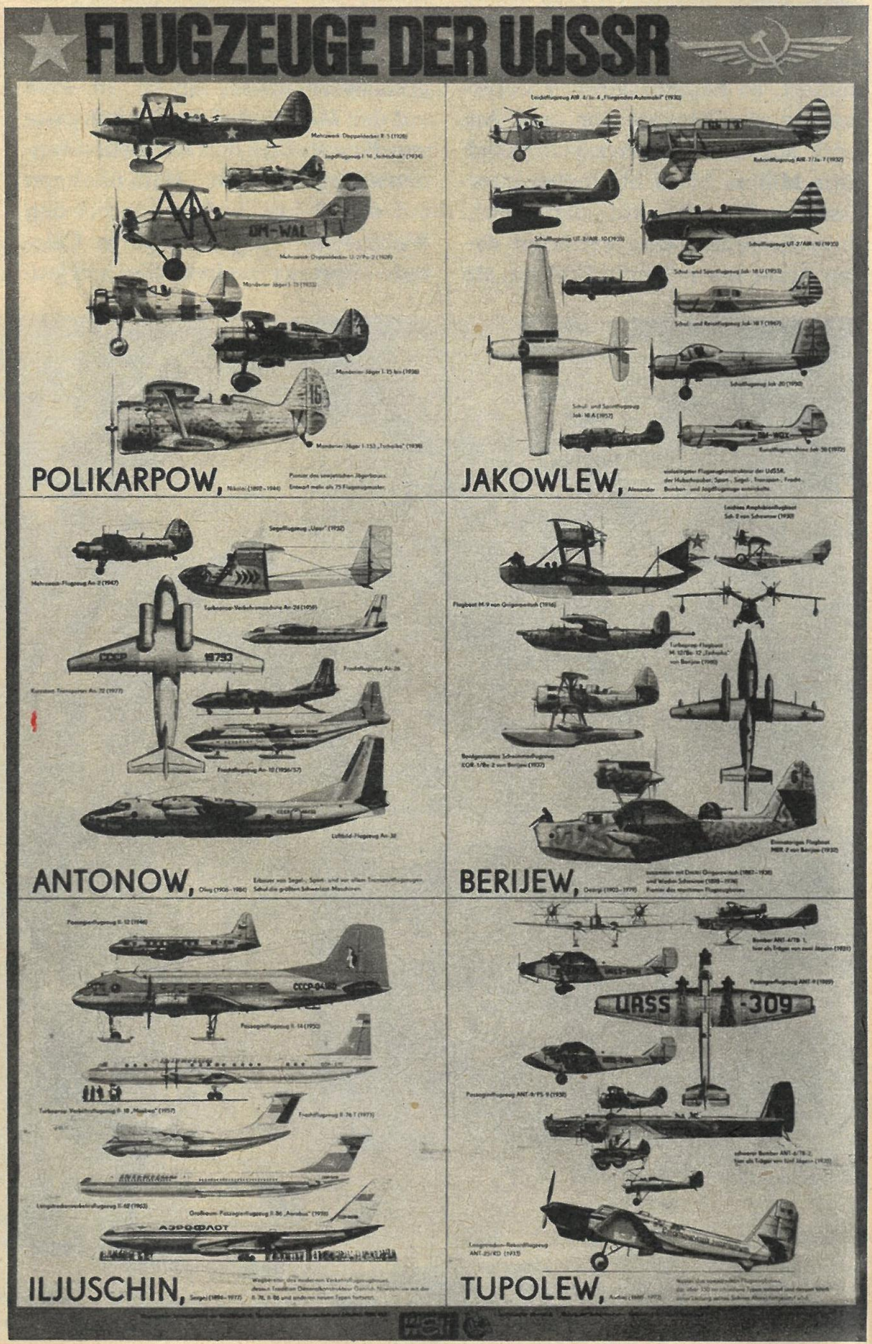
So können Sie teilnehmen: Bitte überweisen Sie einen Geldbetrag von **mindestens 2 Mark** auf das **Postscheckkonto Berlin 7199-68-17717.**
Kennwort:

FREIE WELT-Solidarität 1986

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie unbedingt auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion
FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

oder schicken Sie uns eine Spende für unser Solidaritätsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Souvenirs, Handarbeiten, Bücher. **Jeder** Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und **jede** Sendung mit einer oder mehreren Spenden zum Verkauf kommen in die Auslosung unserer Preise.
Am FREIE WELT-Stand auf dem Alex im Angebot unter vielem anderen auch der farbige FW-Poster „Flugzeuge der UdSSR".



VEB Chemieanlagenbaukombinat
Leipzig-Grimma
Partner des Fortschritts

Als Generallieferant im Export und Generalauftragnehmer im Inland ist unser Kombinat für die Projektierung, Lieferung und Chefmontage kompletter Chemieanlagen verantwortlich.
Bei der Verwirklichung dieser volkswirtschaftlich strukturbestimmenden Vorhaben erwarten Sie im Stammbetrieb unseres Kombinates interessante und vielseitige Aufgaben.
Als

- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Maschinen- und Anlagenmonteure**
- **Zerspanungsfacharbeiter für Dreh-, Bohr- und Fräsearbeiten**
- **Konstrukteure**
- **Technologen**
- **Programmierer**

sichern wir Ihnen eine gute berufliche Perspektive sowie

Bereitstellung von Neubauwohnungen entsprechend der Familiengröße.

Unter anderem bieten wir:

- gute Verdienstmöglichkeiten nach RKV Chemie
- Aus- und Weiterbildung an eigener Betriebsakademie
- Urlaubsbetreuung in betriebseigenen Ferieneinrichtungen und Urlauberaustausch mit der ČSSR und Bulgarien
- vorzügliche Arbeits- und Lebensbedingungen, z. B.
  - eigene Arbeiterversorgung
  - medizinische Betreuung
  - kulturelle und sportliche Betätigung

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:
VEB Chemieanlagenbaukombinat Leipzig-Grimma
–Stammbetrieb–
Personalbüro

7240 Grimma
Bahnhofstraße 3/5

Telefon: Grimma
63 32 29/63 32 30

Reg.-Nr. 24/I/86

Preisfrage

Heft 14/86

Wieviel Erfindungen wurden innerhalb der letzten fünf Jahre in der DDR zum Patent angemeldet?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 16/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 30. Juli 1986. Auflösung von Heft 12/86: „Steckdosen-Trabbi". Wir gratulieren Wilhelm Herrmann, Cottbus.

Ein Auge fürs Detail hat Fritz Martin, Torgau, mit seiner Aufnahme aus der Altstadt von Tbilissi (Georgische SSR) bewiesen.

Wer schreibt uns?

Brieffreunde in der DDR sucht Alexander Antson, Estnische SSR, Pärnu, Tootsi 2–48, Ehitajate.

Olga Wjachirewa, 20 Jahre, interessiert an Literatur, Musik, Kino, 603139, g. Gorki, ul. Gangelja, d. 16, kw. 5

Wladimir Sibirkin, 34 Jahre, interessiert an Literatur, Fotografie, sammelt Schallplatten, Nowosibirskaja Oblast, Barabinski Rayon, 632 324 Kasanzewo

Imants Apars, 33 Jahre, Arbeiter, mit Interesse am Zeichnen und an Fotos, sammelt Ansichtskarten, schreibt russisch, lettisch, deutsch, Estn. SSR, 202 502 Valga ray. Laatre, Uus 4–34.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: M. Dabdoub, F. Martin, W. Peskow; Repros: FW

Greifvögel – 9

So war es richtig: Terzel heißt der männliche Habicht. – Es gewannen: 100,– M H. Sadau, Schwedt; 75,– M I. Krüger, Schönwalde; je 50,– M – H. John, Jördenstorf; R. Elting, Berlin; H. Lück, Wittgensdorf.

Singe, wem Gesang gegeben

Mit Interesse habe ich den Beitrag „Nun singet all, ihr Musici" (Heft 12/86) gelesen. Ich war lange Jahre im Schulchor, und man sagt, daß ich eine sehr gute Stimme habe. Gibt es für mich eventuell eine Chance, im Berliner Kammerchor „Carl von Ossietzky" aufgenommen zu werden?

Daniel Lüder, Berlin

Der Kammerchor läßt sagen, daß er sich über jeden freut, der sich bei ihm meldet. (Tel. 5 89 16 94 oder 5 89 37 15). Die Anforderungen – das wurde sicher in unserem Artikel deutlich – sind allerdings hoch. Entscheidend sind Musikalität, Stimme und die Persönlichkeit des Bewerbers. Notenkenntnisse muß er nicht, Chor-Erfahrung aber sollte er bereits besitzen. Wenn Sie, lieber Herr Lüder, geeignet sind, bekommen Sie eine Probezeit von sechs Monaten, in der Sie und der Chor sich entscheiden können, ob sie beieinander bleiben wollen.

Karin Kopp

Elf Kilometer zu „Potemkin"

In „Schlangen vor dem Apollo-Theater" (Heft 7/86) berichteten Sie aus dem damaligen Berlin. Zu gern hätten auch wir 1926 den Film „Panzerkreuzer Potemkin" einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht, aber keiner der Besitzer der beiden

Kinos in unserer Stadt war dazu bereit. Erst zwei Jahre später kam es, dank der Initiative des R.F.B. dazu; allerdings nicht in unserer Kreisstadt. Im fünf Kilometer entfernten Oberröblingen stellte uns der Wirt der „Goldenen Aue" seinen Saal und die Apparatur zur Verfügung. Wir organisierten einen Sternmarsch mit Schalmeienkapellen und Spielmannszügen aus dem Umkreis von elf und mehr Kilometern zum Vorführort. Der Saal war überfüllt. Beinahe wäre die Aufführung mißglückt, weil der Bahnhofsvorsteher in Oberröblingen unter fadenscheinigen Gründen die Ausgabe des Films, aufgegeben vom „Prometheus"-Filmvertrieb als Stückgut, verweigerte. Es bedurfte einer kräftigen Demonstration vor dem Bahnhof, ehe wir den Film im Triumph zum Aufführungslokal bringen konnten. Der Erfolg der Aufführung war überwältigend. Und wir traten den langen Heimweg wieder zu Fuß an, mit nachhaltiger Erinnerung im Herzen! Erst 30 Jahre später konnten wir die historische Potemkin-Treppe während einer Freundschaftskundgebung in Odessa besichtigen.

Otto Fleischer, Sangerhausen

Nochmals Lykows

Seit 1983 habe ich sorgfältig die Veröffentlichungen über die Lykows, „die Einsiedler", aufgehoben. So war ich überrascht, über Vater und Tochter weitere Informationen zu bekommen. (Heft 12/86). Durch die Initiative der Verwandten und gesellschaftlicher Organe wurden der Tochter Agafja Erlebnisse zuteil, die sie so bald nicht vergessen wird. In der gastfreundlichen Atmosphäre vieler Menschen lernte sie eine andere Welt, die des Fortschritts kennen. Mir ist schwer verständlich, daß der alte Lykow aus religiösen Gründen sein Leben in der Taiga nicht aufgibt. Von hoher Verantwortung und tiefer Liebe zur Familie, die in schlechten und guten Zeiten, bei Krankheit und Tod nicht verzweifelte, zeugt es, daß die Tochter Agafja in ihre kleine Hütte zum Vater zurückkehrte. Eine besonders liebenswerte Frau, die Dank verdient. Mein Respekt dem Autor Wassili Peskow und seinen Mitarbeitern.

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Karp Lykow, aufgenommen 1982

Don-Radierungen

Mich fesselt die Leidenschaftlichkeit und Aufrichtigkeit, mit der die Schriftsteller das Leben und die Entwicklung ihres Volkes darstellen. Zu meinen Lieblingsdichtern gehören L. Tolstoi, Turgenjew, Dostojewski, Gorki, Scholochow, Aitmatow, Schukschin und Rasputin. „Tief beeindruckte mich ‚Der stille Don' von Scholochow. Ich wurde vor allem gefangen durch die innere Dramatik, die Kraft und Menschlichkeit, mit der die Geburt einer neuen Gesellschaftsordnung geschildert wird." So schrieb ich 1971 in der theoretischen Begründung zu meiner Diplomarbeit an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden. In sieben Radierungen versuchte ich Grundgedanken dieses Werkes zu gestalten. Ich beschränkte mich dabei auf das Schicksal der Donkosaken als Teil der revolutionären Gesamtentwicklung. In den Jahren, die seitdem vergangen sind, entstanden Farbholzschnitte zu Erzählungen Maxim Gorkis, und ich freue mich, daß eine Folge davon in die Gorki-Gedächtnisstätte in Heringsdorf aufgenommen wurde. Besonders bewegten mich Schukschins Werke. In den Jahren 1984/85 gestaltete ich Farbholzschnitte nach den Erzählungen „Schneeballstrauch im Herbst", „Aljoscha der Unbewachte", „Besitzer von Banja und Garten". Zur Zeit arbeite ich an einer Grafikfolge zu Rasputins „Abschied von Matjora"... Einen Partner in der Begeisterung für die sowjetische Literatur – und fürs Leben – fand ich auf einer Freundschaftsfahrt zu den Maifeierlichkeiten nach Moskau und Leningrad im Jahre 1972, die ich als Anerkennung für die Grafikfolge nach dem „Stillen Don" erhielt. So sind wir nun zu zweit „Stammkunden der Sowjetliteratur".

Maria Laufer-Herbst, Dresden

Seit ungefähr meinem 18. Lebensjahr ist bei mir etwas „Seltsames" eingetreten: Eine, na, sagen wir – Spezialisierung auf das Genre des Kriminalromans. Urteilen Sie über solche Einseitigkeit (oder sogar Schmalspur?) wie Sie wollen; aber ich kann hier einfach nicht über meinen Schatten springen! Deshalb bin ich auch nicht in der Lage, beispielsweise über Romane Aitmatows, über Rasputin oder Bulgakow mitzureden. Dafür kann ich etliches über Arkadi Adamow oder über die Gebrüder Wainar und deren Kriminalromane erzählen! Da ist noch ein ganz bestimmter Grund, der mir die Mehrzahl sowjetischer Krimis wertvoll und sympathisch macht: Die lebensnahe Darstellung der Wirklichkeit, der Gegenwart. Guten Krimis ist es ja eigen, durch die Darstellung von Konflikten und zugespitzten Situationen bestimmte gesellschaftliche Entwicklungsprobleme wie in einem Brennglas dem Leser vor Augen zu führen. Also verachtet mir die Meister, nein, die Krimis, nicht!

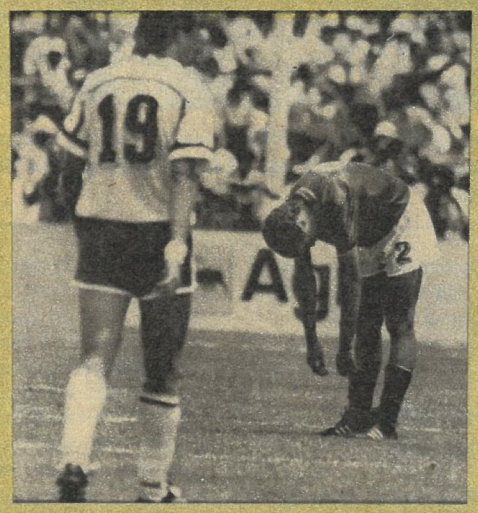
Wolfgang Fülle, Schmölln

Bleistiftzeichnung von Maria Laufer-Herbst aus dem Zyklus „Der stille Don"

Stammkundschaft — Sowjetliteratur

Joachim Streich war nicht nur einer unserer populärsten Fußballer, er ist auch heute noch ein vielfacher DDR-Rekordhalter in seinem Metier: 102 Länderspiele, 55 Auswahl- und 229 Oberligatore, viermal Oberliga-Torschützenkönig. Heute schreibt er exklusiv für FREIE WELT über

MEXICO 86



Da die 52 Spiele der Weltmeisterschaftstage von Mexiko hinter uns liegen und die Augen fernsehmüde sind, der Champion bekannt ist und die Medaillen ihre Besitzer haben, beginnt für jeden, der sich mit Fußball befaßt, die sogenannte Tiefenanalyse.

So gründlich unsereins „Mexiko '86" auch seziert, so viel Neues gegenüber der WM von vor vier Jahren oder der 1984er Europameisterschaft gibt es nicht. Revolutionierende Veränderungen wie einst das WM-System (3:2:5) oder das 4:2:4 blieben aus. Als Orientierung gilt das 4:4:2, was nichts anderes bedeutet, als mit vier Verteidigern, vier Mittelfeldspielern und zwei Stürmern zu operieren. Die Brasilianer und (mit dem ersten im Halbfinale „gestellten" Vierer Tigana/Fernandez/Platini/Giresse) auch die Franzosen haben die Mittelfeldkette noch in zwei raumdeckende Spieler vor der eigenen Abwehr und zwei den Angriff suchende Akteure unterteilt. Gleichwohl gab man sich auch anderswo variabel, baute auf mann- und raumbezogene Deckungsstabilität, wurde aus allen Reihen aggressiv und angriffsorientiert gespielt.

Sieht man einmal von dem Argentinier Diego Maradona ab, dessen individuelles Vermögen ich für genial halte, so fehlte es eigentlich an sogenannten Stars. Und selbst ein Maradona verzichtete auf Selbstdarstellung, er brachte vielmehr seine imponierende Spielkunst ins Kollektiv ein. Im argentinischen Spiel war er der Strippenzieher der einzigen ins Halbfinale eingezogenen lateinamerikanischen Mannschaft und schoß dort wie auch schon zuvor im Viertelfinale seine Truppe ins Endspiel. Dabei verkörperte er mit der Art seines Spiels eine neue Stürmergeneration.

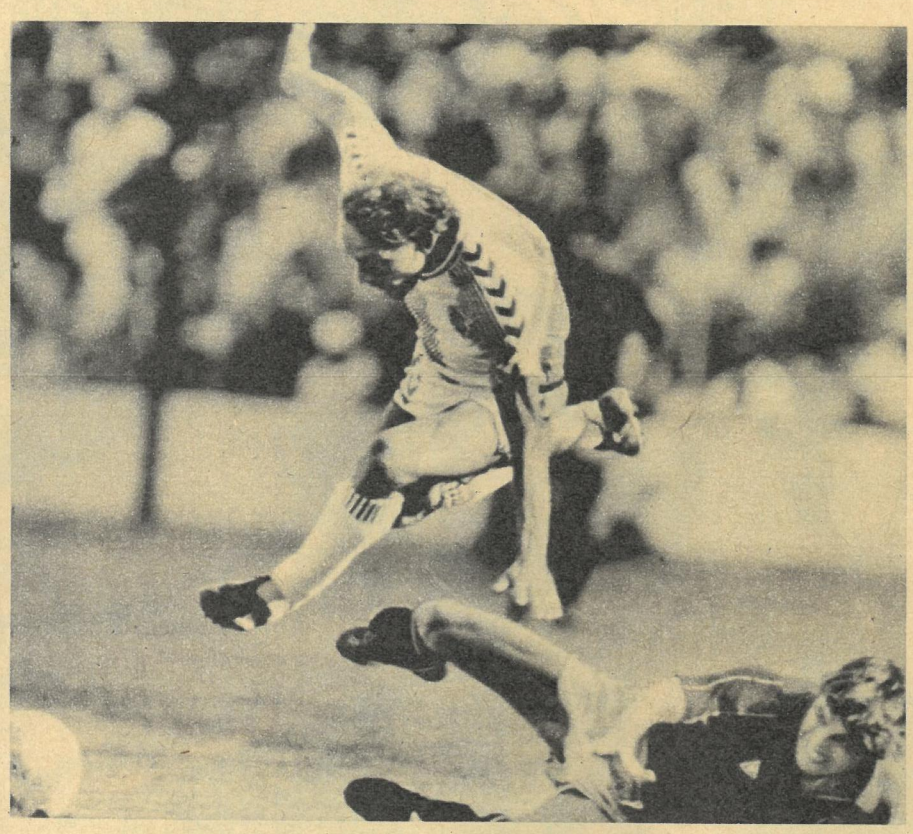
Laudrup (Dänemark), Butragueno (Spanien) oder Lineker (England) sind jetzt die gefragten Spielertypen. Der große, wuchtige Abstauber ist tot – es lebe der mittelgroße, wendige, bewegliche, stets auf Achse befindliche und von links wie von rechts angreifende Stürmer! Maradona ist ohnehin eine Ausnahme: Mit nur 1,66 Meter Körpergröße rennt er seinen Gegnern davon wie ein Sprinter. So oder so: Den guten alten Mittelstürmer gibt es praktisch nicht mehr.

Viele haben in Mexiko bedingungslosen Angriffsfußball erwartet, einen, wie ihn die Brasilianer noch vor vier Jahren in Spanien praktizierten, aber trotzdem ohne Medaille blieben. Nun hatten sie aus der Niederlage gelernt. Nach dem Motto „Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste" spielten sie nicht mehr so schön, jedoch lange erfolgreich und bis zum Viertelfinale ohne Gegentor. Die Dänen und die UdSSR-Fußballer – in der Vorrunde mit attraktivem Offensivspiel – kopierten die Brasilianer von Spanien und verloren unterwegs.

Das Achtelfinale mit dem durch Verlängerung und Elfmeterschießen unausweichlichen K. o.-System erwies sich dabei als unbarmherzig, denn die Ausgeglichenheit von mindestens zehn Mannschaften (die alle hätten Weltmeister werden können!) war wohl größer als je zuvor. Ich bin fast überzeugt: Würde man die 52 Spiele jetzt wiederholen, es gäbe kaum Parallelen zum Tatbestand des 29. Juni. Jetzt könnten ganz andere Mannschaften erfolgreich sein, welche, die sich den Kampf um die Medaillen be-

reits am heimischen Fernseher hatten anschauen müssen. Eine Spekulation von mir, sie muß nicht stimmen. Doch ein Tor, sage ich mir, kann heutzutage Himmel und Hölle, eine Sekunde Unaufmerksamkeit in diesem „Alles oder nichts" den Heimflug bedeuten.
Leistungsunterschiede im technisch-taktischen Bereich gibt es kaum noch. Allerdings fand ich bemerkenswert, daß in Mexiko die Post immer erst dann abging, wenn ein Tor fiel. Da hörte das Taktieren auf, wurde Fußball gespielt. Ansonsten stimme ich den wegen ihrer Einfachheit zum Schmunzeln verleitenden Worten des italienischen Weltmeistermachers Enzo Bearzot zu, der da sagte: „Es wird ein schweres Spiel, weil alle Spiele bei der Fußball-WM schwer sind. Aber für die anderen wird es auch schwer..."
Und wenn ich vorhin an einer Stelle vermerkte, das müsse nicht unbedingt stimmen, so mag dies auch für m e i n e „mexikanische Weltelf" zutreffen. Andere haben sicherlich eine andere, ich nenne diese: Schumacher; M. Olsen; Josimar, Förster, Amoros; Tigana, Belanow, Maradona, Lerby; Lineker, Laudrup. Aber wohin, frage ich jetzt der Gerechtigkeit halber, mit Elkjaer, Platini, Butragueno, Careca...?

Der mehrfache „Fußballer Europas" und König in Frankreichs Mittelfeldreihe, Michel Platini (Bild oben), wurde erst im Halbfinale (von Rolff/BRD) an die Kette gelegt.



Gemeinsam mit Laudrup gehört der technisch brillante Durchreißer Preben Elkjaer-Larsen (Dänemark/rechts) zu einem der besten Stürmerpaare, das es im Weltfußball gibt.

Im Turnierverlauf war BRD-Torhüter Harald Schumacher (auf Bild rechts behandelt er Sanchez' Wadenkrampf) auch Pfaff, Carlos und Bats eine Nasenlänge voraus.

Die Spiele der Spiele

UdSSR–Ungarn (6:0)
„L'Equipe" (Paris): Das war Kaviar mit der Suppenkelle verteilt.
Frankreich–UdSSR (1:1)
„Liberation" (Paris): Kaviar für den einen, Champagner für den anderen – ein herrliches Unentschieden.
Dänemark–Uruguay (6:1)
„Gazetta dello Sport" (Mailand): Märchenhaftes Dänemark. Die Kunststücke von Elkjaer und Laudrup zerstörten auch Uruguay.
„Extrabladet" (Kopenhagen): Laudrup/Elkjaer sind das gefährlichste Stürmerpaar der Welt.
Omar Borras (Trainer Uruguays): Es gibt Tage, an denen nichts geht.
Marokko–Portugal (3:1)
„Gazetta dello Sport" (Mailand): Marokko auf dem fliegenden Teppich. Die Torpedos von Khairi versenkten Portugal.
„Al Bola" (Lissabon): Warum sind wir überhaupt hierher gekommen? Wie soll eine Mannschaft ohne Kopf auch denken können?
Mohammed Timoumi (Marokkos „Nr. 10"): So, jetzt muß ich schnell aufs Zimmer, der König ruft bestimmt gleich wieder an.
Belgien–UdSSR (4:3 n. V.)
„Tuttosport" (Rom): 120 Minuten Fußballfest.
„Daily Mail" (London): Im aufregendsten Spiel der WM schied eine der weltbesten Mannschaften aus.
„The Guardian" (London): Ein großes Team muß viel zu früh nach Hause fahren.
„Le Soir" (Brüssel): Scifo, Ceulemans, Demol und Claesen haben uns ins Fußballparadies geschossen.
Guy Thys (Belgiens Trainer): Das war eines der leidenschaftlichsten Spiele dieses Turniers.
Valeri Lobanowski (UdSSR-Trainer): Alle, die dieses Spiel sahen, müssen begeistert sein.
Frankreich–Italien (2:0)
„Gazetta dello Sport" (Mailand): Wir waren Weltmeister, nun sind wir Gespenster.
„Corriere dello Sport" (Rom): Das war nicht einmal ein entfernter Verwandter des Weltmeisters.
Spanien–Dänemark (5:1)
„The Times" (London): Die Weltmeisterschaft setzte ihre aufsehenerregende Reise fort, als Dänemark ausschied. Es war die beste Leistung einer spanischen Elf seit den Tagen von di Stefano.
„RAI" (Rom) in einer Sendung am nächsten Morgen: Rufen Sie bitte, bitte nicht mehr bei uns an. Das Ergebnis stimmt wirklich.
Frankreich–Brasilien (1:1/Elfmeterschießen 4:3)

Fotos: ADN-Zentralbild

Reifer, schneller und mannschaftsdienlicher als je zuvor stellte sich Diego Maradona (Argentinien/Bild oben) vor. Mit Recht gilt er als derzeit bester Fußballer der Welt.

Igor Belanow (auf Bild links bei einem Elfmetererfolg gegen Ungarn) war Torschützenkönig einer trotz Ausscheidens im Achtelfinale zuweilen traumhaft schön aufspielenden UdSSR-Mannschaft.

Die WM-Torschützenkönige

1930	Stabile (Argentinien)	8
1934	Nejedly (Tschechoslowakei)	6
1938	Leonidas (Brasilien)	7
1950	Ademir (Brasilien)	9
1954	Kocsis (Ungarn)	11
1958	Fontaine (Frankreich)	13
1962	Albert (Ungarn)	4
	Garrincha (Brasilien)	4
	Iwanow (UdSSR)	4
	Jerkovic (Jugoslawien)	4
	Sanchez (Chile)	4
	Vava (Brasilien)	4
1966	Eusebio (Portugal)	9
1970	Müller (BRD)	10
1974	Lato (Polen)	7
1978	Kempes (Argentinien)	6
1982	Rossi (Italien)	6
1986	Lineker (England)	6

Die höchsten WM-Siege

10:1	Ungarn–El Salvador	1982
9:0	Ungarn–Südkorea	1954
9:0	Jugoslawien–Zaire	1974
8:0	Schweden–Kuba	1938
8:0	Uruguay–Bolivien	1950
7:0	Türkei–Südkorea	1954
7:0	Polen–Haiti	1974
7:1	Italien–USA	1934
7:1	Brasilien–Schweden	1950
6:0	Ungarn–Niederl. Indien	1938
6:0	BRD–Mexiko	1978
6:0	Argentinien–Peru	1978
6:0	UdSSR–Ungarn	1986

Die WM-Endspiele

1930	Uruguay–Argentinien	4:2
1934	Italien–Tschechoslowakei	2:1 n. V.
1938	Italien–Ungarn	4:2
1950*	Uruguay–Brasilien	2:1
1954	BRD–Ungarn	3:2
1958	Brasilien–Schweden	5:2
1962	Brasilien–CSSR	3:1
1966	England–BRD	4:2 n. V.
1970	Brasilien–Italien	4:1
1974	BRD–Holland	2:1
1978	Argentinien–Holland	3:1 n. V.
1982	Italien–BRD	3:1
1986	Argentinien–BRD	3:2

(* = entscheidendes Spiel in einer Vierer-Endrunde)

DDR-Fernsehreporter Wolfgang Hempel: Ein Jahrhundertspiel, denn nichts Besseres, Schöneres war vorher, und wird Besseres, Schöneres hinterher kommen?

„Sunday Mirror“ (London): Nach einem der spannendsten Spiele der Fußballgeschichte schickte Fernandez Frankreich ins Halbfinale.

„Corriere della Sere“ (Rom): Eine Hymne auf den Fußball.

„The Observer“ (London): Das war vielleicht das außergewöhnlichste Spiel in der Geschichte des World Cup.

„El Pais“ (Madrid): Die Fußballfans sollten versuchen, ein Video von diesem Schauspiel zu erhalten.

Pele, Brasiliens Fußball-„Denkmal“: Für mich war dies das Endspiel. Jetzt könnt' ich nach Hause fahren.

Argentinien–England (2:1)

„Berliner Zeitung“ (Berlin): Maradonas zweites Tor mit einem Solo von der Mittellinie war das Nonplusultra dieser WM und stellte selbst Negretes filmreifes Seitfalltor gegen Bulgarien in den Schatten.

Diego Maradona (Argentinien) über sein mit der Hand erzieltes, aber anerkanntes erstes Tor: Es war ein Tor durch die Hand Gottes und ein bißchen Kopf von Maradona.

Jorge Valdano, argentinischer Stürmer: Diego ist groß genug, um nicht mit dem Geschenk eines irregulären Tores leben zu müssen – deshalb hat er noch ein anderes Tor geschossen.

Argentinien–Belgien (2:0)

„La derniere Heure“ (Brüssel): Nicht unglücklich sein: Wir wurden nicht von einer Mannschaft, sondern von einem Spieler geschlagen.

Die „Rekordhalter“

● Bei WM-Endrunden bestritten Uwe Seeler (BRD) und Wladyslaw Zmuda (Polen) mit je 21 sowie Grzegorz Lato (Polen) mit 20 die meisten Spiele.

● 442 Minuten lang blieb 1966 Englands Schlußmann Gordon Banks ohne Gegentreffer, gefolgt von Carlos (Brasilien) mit 401 Minuten (1986).

● Mit 146 wurden 1982 in Spanien die meisten Tore geschossen, allerdings in 52 Spielen und mit einem Schnitt von 2,80 pro Spiel. Den weitaus besten Toredurchschnitt mit 5,38 in nur 26 Spielen brachte die WM 1954 in der Schweiz.

● Den zeitigsten Treffer in einem WM-Endrundenspiel erzielte Bryan Robson (England) 1982 nach 27 s gegen Frankreich.

● Beim 0:3 gegen Brasilien (und an seinem 41. Geburtstag) bestritt in Mexiko '86 Torhüter Pat Jennings (Nordirland) sein 119. (und letztes!) Länderspiel, womit er unangefochtener „Weltrekordler“ ist.

Die Stadt auf dem Adlerfelsen

„Was für eine wunderbare Stadt… Tausende Häuser klammern sich an die Felsenfalten. Jedes Haus ruht auf den Schultern eines anderen, und so geht es bis zum Gipfel hinauf…“ beschrieb Le Corbusier, französischer Architektur-Erneuerer, ein Menschenalter vor uns seinen Eindruck von Târnowo. Wir sind, gleich ihm, zum Sweta gora gefahren, dem Heiligen Berg gegenüber Târnowos hangauf strebendem Häusergewirr. Seinen Namen verdankt der Hügel im Süden von Stadt und Jantra-Schluchten jenen Einsiedlermönchen, die hier einst – entfernt von Adelsmacht und Kirchenhierarchie – in Reisighütten und Felsspalten hausten.

Târnowo … Weliko Târnowo, Stadt im Hügelvorland des Balkangebirges – ein Ort der Geschichte. Hier entstand im Bojarenaufstand gegen das allgewaltige Byzanz 1185 das zweite mittelalterliche Reich der Bulgaren. Es wuchs zu Glanz und Mächtigkeit, starb im Feuersturm der Osmanen. Târnowo… Weliko Târnowo, 800jährige Stadt, wo die Steine stumme, zugleich beredte Zeugen der Vergangenheit sind. Wie bewahrt, erneuert man das Alte, baut man Neues in einer Stadt, die gleichermaßen als Kultur- und Touristenmetropole wie als neues Zentrum der Industrie und Wissenschaft ihren Weg ins 21. Jahrhundert geht? FREIE-WELT-Reporter Helmuth Pelzer (Text) und Volker Hohlfeld (Bild) sahen sich in der Hügelstadt über der strudelnden Jantra um…

Heute ist Sweta gora ein Park, größter der 80 000-Einwohner-Stadt, mit Motel für Autotouristen, einem Restaurant samt Aussichtsterrasse sowie asphaltierten Wegen zwischen jungen Laub- und Nadelbäumen.

Unten am Hang erhebt sich Târnowos neue Universität – ein Ensemble von Gebäuden, backsteinrot, Giebel und Dächer gestaffelt, stadt- und stilgerecht. Im weiten Halbrund breitet sich die einzigartige, vielbewunderte Stadtkulisse. Alles überschaubar mit einem Blick: vom Zarenhügel (Zarewez) hinweg über die historische Altstadt auf der Orlowez-Felsenhöhe bis zu den Neubaurayons im Westen und Südwesten von Târnowo. Sie sind gleichfalls terrassenförmig angelegt und vom nationalen Baustil geprägt, bieten in der architektonischen Komposition dieser Stadt einen eigenen, zeitgemäßen Kontrapunkt.

Also gehen wir hinein in die Stadt, worin – in der weiten Sicht vom Hügel – für das Auge alles spielzeugklein wirkt: Häuser, Gassen und Straßen, Plätze, Fahrzeuge und Menschen, ungefähr Maßstab 1:50. Ganz andere Dimensionen gewinnen beim näheren Hinschauen die Probleme Târnowos, das über seine „historischen Mauern“ hinweggestürmt ist, vom Touristenstrom überwogt wird und einen städtischen Siedlungsraum auf „dramatischem“ Terrain darstellt.

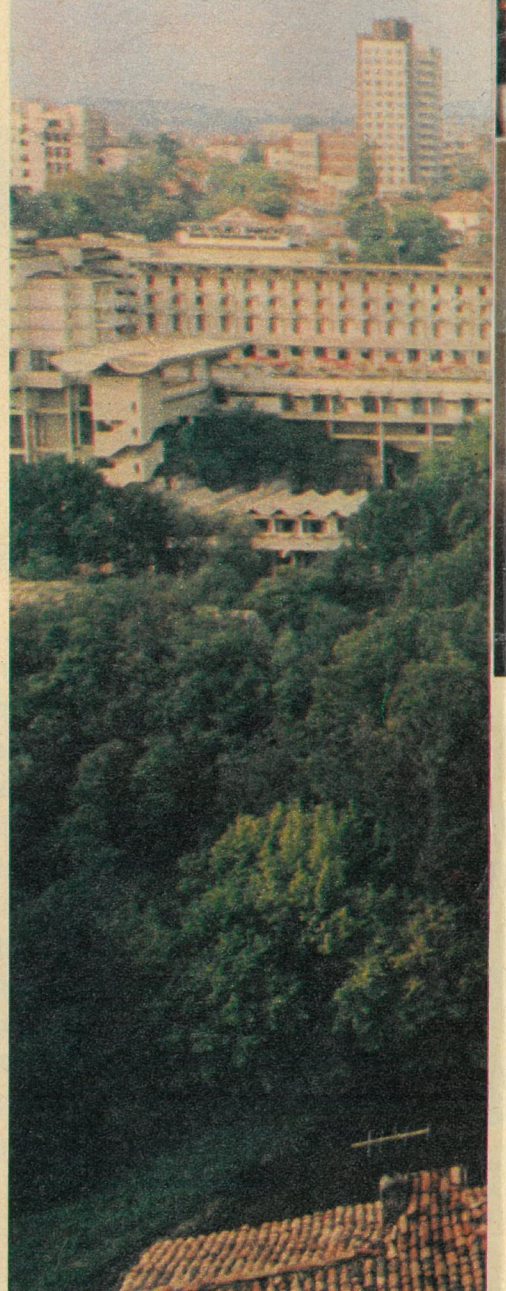
Verjüngungskur für Hundertjährige

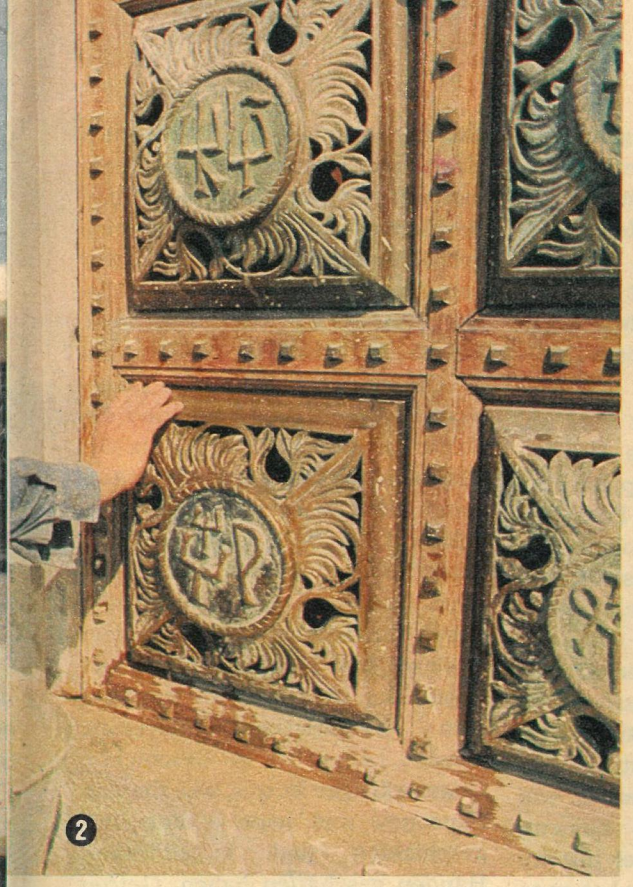
Enge, steile, kopfsteingepflasterte Gassen, über denen sich die Balkone, Erker, Traufen der aus Fachwerk, Felsgestein und Ziegel gefügten, zumeist einstöckigen Häuser regelrecht zu berühren scheinen. Hier fällt es der Sonne, selbst wenn sie steil im Zenit steht, schwer, in alle Ecken und Winkel hineinzuleuchten. Die Mauern spenden sich gegenseitig Schatten, zweifellos wohltuend bei südlicher Sommerglut. Höfe, Terrassen – und überall viel Grün. Wir sind in der Altstadt, dem Waroscha-Viertel auf der Adler-Höhe. In einem der romantisch-malerischen Häuser steigen wir knarrende Stiegen hoch. Es riecht nach frischem Holz. Offenkundig ist alles an diesem Haus neu, vom Fundament bis zum First. Dennoch ist das Haus steinalt. Das erfahren wir von Dipl.-Architektin Rumjana Brainowa, Chefin der Direktion für die Bewahrung der Altstadt, die hier unterm Dach amtiert. „Auf Waroscha leben ungefähr 10 000 Menschen“, erzählt sie. „Es gibt 2990 Häuser, von denen 590 bauhistorisch wertvoll sind und unter Denkmalschutz stehen. Diese werden nach und nach alle restauriert. Praktisch bedeutet das, sie abzureißen, alles Wertvolle zu sichern, und sie neu aufzubauen – gewissenhaft nach dem Original.“ Dazu verpflichtet die Stadtväter seit zwei Jahrzehnten ein Ministerratsbeschluß, der Târnowos Entwicklung zu einem historischen, kulturellen und touristischen Zentrum bestimmt und fördert. Seit damals, im Februar 1966, ist die gesamte Altstadt zur nationalen Architekturschutzzone erklärt. „Wir sind den Menschen in unserem Land, die aus betrieblichen Fonds sowie durch private Spenden die staatlichen Zuwendungen von Jahr zu Jahr aufstocken, sehr dankbar“,

Die Stadt auf dem Adlerfelsen

❶

(1) Bauen auf „dramatischem" Terrain: Hänge und Felsen, überdies bebengefährdet. Stahlbetonskelette schützen vorm Grollen der Erde – zuverlässig bis Bebenstärke 8; Ziegelfassaden, Erker, Balkone, terrassenartiger Bau und vielgestaltige





Formen repräsentieren nationalen Baustil. (2) Bronzereliefs, den Originalen nachgebildet, an der wiedererbauten Sweti-Dimitâr-Kirche. (3) Bewahrt Architektur-Tradition und unversehrte Harmonie der Altstadt: Direktorin Brainowa.

(4) Altes und neues Târnowo, Universitäts-, Industrie- und Touristenstadt im Blick von der Gurko-Straße, die den Namen des russischen Befreiergenerals von 1877 trägt.

Die Stadt auf dem Adlerfelsen

Verpflichtet der Vergangenheit wie der Gegenwart Târnowos: Bezirks-Chefarchitekt Teofilow, Koordinator für alles, was in Stadt und Umgebung gebaut wird.

sagt die Altstadt-„Hüterin". Nicht minder zählen finanzielles Engagement und Eigenleistungen der Besitzer, die freiwillige Initiative bisheriger Bewohner, die fast immer ungeduldig darauf warten, in ihr Haus zurückzukehren. Vierzig, fünfzig Häuser verwandeln sich so Jahr für Jahr. „Wohlgemerkt", erklärt Frau Brainowa, „das sind moderne, bequeme Wohnungen in Häusern, die unrettbar waren – und neu erstehen, innen mit allem Komfort." Noch auf einen anderen, den Architekturcharakter gleichfalls sichernden Aspekt macht sie aufmerksam, nämlich, daß beim Um- oder Neubau von anderen Häusern im Waroscha-Viertel unbedingt der traditionelle Baustil gewahrt werden muß, weil die Harmonie der Stadtansicht in keiner Weise gestört werden darf. – Gut und schön, aber woher kommen die Architekten, die solche Häuser entwerfen, und die Handwerker, die sie zu bauen verstehen, die mit gleicher Fertigkeit wie einst die alten Meister mauern, zimmern, tischlern, drechseln, dachdecken, kunstschmieden können? Das, so meint die Direktions-Chefin, wäre nicht das schwierigste. Die Architekten, auch die jüngeren, seien durchaus mit der Tradition verbunden, hätten sie gewissermaßen im Blut. Und um die rechten Leute in den Gewerken müsse man sich halt sorgen. „Eine andere Frage ist, wie wir einerseits das Schöne schaffen können und andererseits mit dem Geld haushalten. Um das zu erreichen, haben wir für das Bauen in der Altstadt einen speziellen Baubetrieb geschaffen. Er hat zweihundertfünfzig Mitarbeiter, hauptsächlich Handwerker, die alle notwendigen Fertigkeiten beherrschen. Hinzu kommen vierzig Kunsthandwerker, die in besonderen Werkstätten tätig sind."

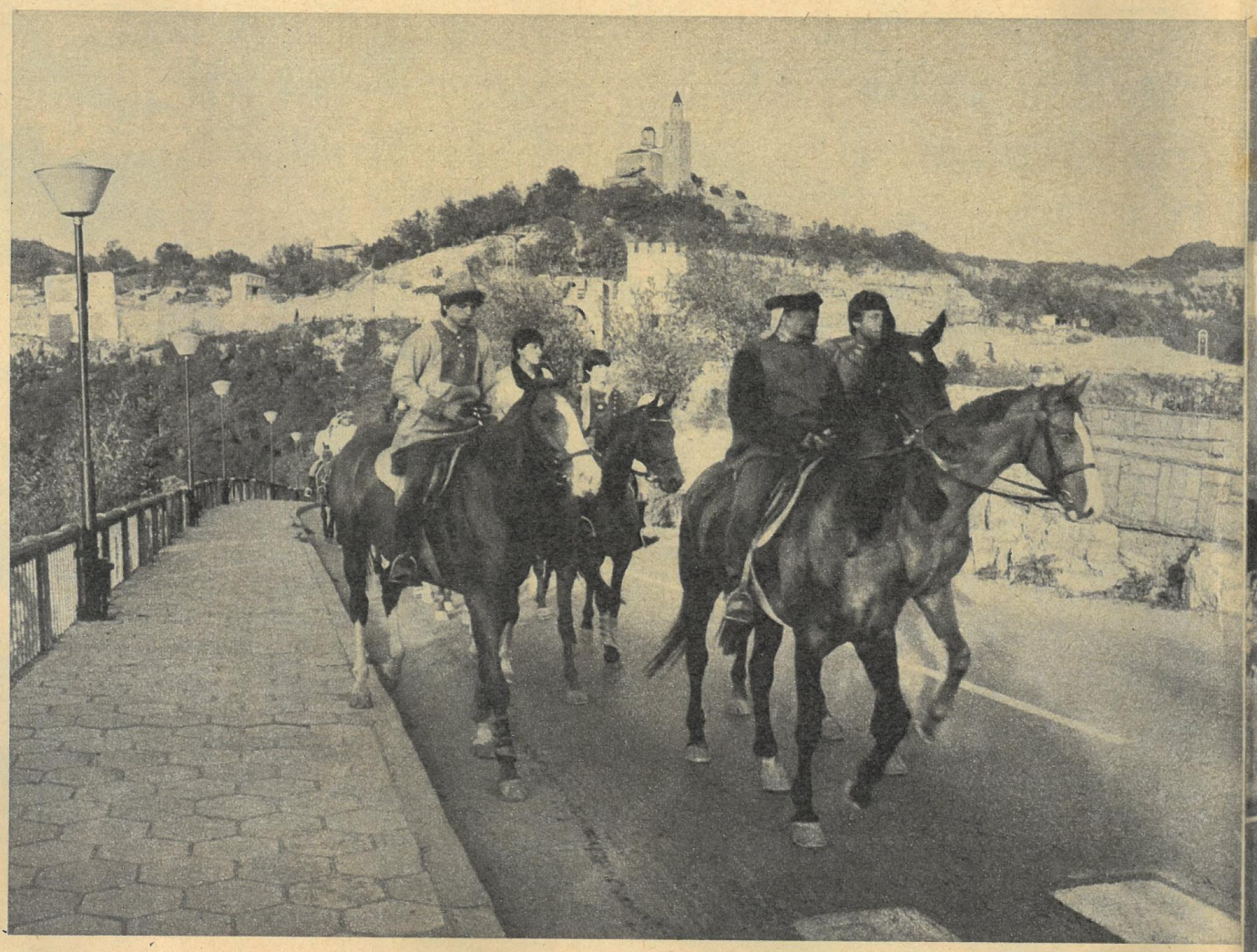
Indessen: Besser als dreimal zu hören, sei einmal zu sehen, meint die Direktorin. Und so steigen wir mit ihr durch die buckligen Gassen. Überall wird sie gegrüßt – aus Fenstern, von Balkonen, auf der Straße. Die Menschen von Waroscha, das spüren wir, sind vertraut mit dieser Frau – und sie mit ihnen. „Jedesmal klopft mir vor Freude das Herz", erzählt sie, „wenn ich erlebe, daß die alten ‚Hausherren' ihr neues Heim wieder in ihren Besitz nehmen, als seien sie von hier niemals fortgewesen..."

Wo Petâr und Assen das Schwert zogen

Vorbei geht's am Zarewez, ehedem Thronstätte von Herrschern, denen Könige, Kaiser und Päpste huldigten. Wie gewöhnlich steigen Scharen von Besuchern hügelan. Wieder umgibt den Zarenhügel die mächtige, bis zu zwölf Meter hohe Wehrmauer mit Toren, Türmen und Bastionen, überragt von der Patriarchenkirche und dem Glokkenturm. Alles wieder erbaut in unserer Zeit.

Die Straße fällt jäh zum Fluß ab, schwingt sich über eine Brücke. Hier im Jantratal ein Bauplatz, eine kleine Kirche im frischen Putz. Der Mann, den wir treffen wollen, tritt eben aus dem Kirchenschiff ins Freie: Simeon Simeonow, Baubrigadier, breitschultrig, stämmig, braungebrannt – Baumensch von kernigem Schlag. Ein Häuslerjunge ist er gewesen, schmächtig, barfüßig. Ein Dörfler, ungelernt, als man ihm zum ersten Mal zeigte, wie man mit der Schaufel Zement, Kalk und Kies zu Mörtel mischt. Niemals in jungen Jahren hat er so etwas gehabt, was man gemeinhin eine Berufsausbildung nennt. Von Älteren sah er es sich ab – das Mauern, Putzen, Zimmern, Dachdecken. Nie hat er eine Prüfung abgelegt. Doch er wurde firm in diesen Gewerken. Seit 1962 arbeitet er als Restaurierungshandwerker, ist als Meister seines Fachs hoch angesehen. Ihn kennt die halbe Stadt, und in wichtigen Bauberatungen zählt sein Wort. Rundum im Waroscha-Viertel wie in Târnowos Umgebung zeugen mehr als sechzig restaurierte Häuser von seinem Zupacken, seiner Arbeit. Er hat auch Kraft und Können diesem Denkmalbau gegeben: der Sweti-Dimitâr-Kirche. Nach dem schweren, verheerenden Erdbeben, 1913, war von ihr nur ein Torso übriggeblieben. Nun ist sie wiedererstanden. Bei ihrer einstigen Weihe, am 20. Oktober 1185, hatten die Târnowoer Bojarenbrüder Petâr und Assen unter dem heiligen Kreuz des Glaubens die Schwerter zum Aufstand erhoben und ihr leidendes, geknechtetes Volk gegen die Allmacht Byzanz in den Kampf geführt. Nach schwerem Ringen den Feind bezwingend, waren sie siegreich auf dem Festungshügel eingezogen, der für zwei Jahrhunderte zum bulgarischen Zarensitz wurde... Aber, das ist Geschichte! Gegenwärtiger ist uns, was Simeon Simeonow und seine Männer mit geschickten und kunstfertigen Händen geschaffen haben. Getreu der alten Bauweise südlicher Kirchen: Sockel aus Felsgestein, dar-

Alljährliches Herbst-Spektakel: Opern- und Theaterwerke zur bulgarischen Geschichte, inszeniert vor der Originalkulisse auf dem Zarewez; Reiter des Bauernzaren „Iwailo" hoch zu Pferd auf dem Anmarsch zum bravourösen (Bühnen-)-Sturm (unten). Die „Handwerkergasse" im Waroscha-Viertel: altneue Zierde der historischen Altstadt, originalgetreu restauriert (unten rechts).



über Mörtel und Flachziegel Schicht um Schicht, klassische Rundbögen, ornamentaler Bauzierat, kunstvolle Türeinfassungen… Der Baubrigadier lächelt. Eher verlegen als selbstbewußt, sagt er: „Das ist doch unsere ganz normale Arbeit. Und man freut sich selber, wenn den Menschen erhalten bleibt, was die Väter und Vorväter schufen". Vor kurzem ist Simeon Simeonow sechzig geworden. Denkt er daran, sich allmählich von der alltäglichen Arbeitslast zurückzuziehen? Nachdruck liegt in seiner Antwort: „Solange ich die Kraft habe, aufs Gerüst zu steigen, kriegt mich keiner vom Bau…"

Projekte – von den besten Architekten

Architektenmodelle, Perspektivzeichnungen künftiger Zweckbauten und Wohnkomplexe für die Stadt sowie eine wandfüllende Reliefkarte von Târnowo geben dem Architektenzimmer seine eigene Atmosphäre. Die Karte verdeutlicht, wie sich die Jantra durch Schluchten windet und in bizarren Schleifen Târnowos Hügel umfließt. „Als der Zarewez noch Herrschersitz und Târnowo Bulgarenhauptstadt war, begünstigte diese Lage unsere Altvorderen, sich überraschender Feindangriffe zu erwehren. Uns dagegen stellt diese Besonderheit vor eine Reihe von Problemen", führt uns Dipl-Ing. Teofil Teofilow, Bezirks-Chefarchitekt, ins Thema. „Nach unserer Voraussicht wird Târnowo bis zur Jahrhundertwende eine Stadt mit 100 000 Einwohnern sein", nennt er als Ausblick, um sich sogleich wieder der Gegenwart zuzuwenden. „Wir haben hier Betriebe der Rundfunktechnik und Elektronik, des Maschinenbaus, der Möbel- und Textilindustrie, überdies Fachschulen, Hochschulen sowie die Universität mit einigen tausend Studenten. Zehntausend ‚Einpendler' kommen jeden Tag in die Stadt, und in jedem Jahr eine Million Touristen. Es gibt keine zweite Stadt in Bulgarien, die so reich an Kulturdenkmalen ist: Hunderte Häuser, Dutzende Kirchen, eine Vielzahl von Klöstern rings um die Stadt stehen unter Denkmalschutz – und natürlich der Zarewez, größtes Archäologie- und Restaurierungsobjekt im ganzen Land. Wir müssen das Historische bewahren und Neues bauen – Wohnungen zuallererst, ganze Neubauviertel, dazu Verwaltungs- und Institutsbauten, Hotels, Kultur- und Sportstätten…"

Zweifellos gibt es im geschichtsträchtigen, zunehmend industrialisierten, obendrein gebirgsreichen Bulgarien noch manche Stadt mit vergleichsweise vielschichtigen Fragen im städtischen Alltag. Doch in keiner anderen stellen sie sich derart gebündelt – wie in Târnowo. „Auf uns schauen die Menschen im Land", sagt Chefarchitekt Teofilow. „Sehr viel konnten wir in den beiden Jahrzehnten schaffen, seit unsere Partei und die Regierung es zum Anliegen des ganzen Volkes erklärten, sich für Târnowos Entwicklung mit aller Kraft einzusetzen. Viele Millionen Lewa haben wir seither aufgewendet, fünfundzwanzig große, historisch bedeutende Objekte wurden von Grund auf restauriert. Doch noch sehr viel Arbeit liegt vor uns… Es ist unser Glück, daß die besten, namhaftesten Architekten Bulgariens stolz darauf sind, für Târnowo zu wirken. Die berühmte Manassas-Chronik erzählt von der einstigen Pracht und Herrlichkeit Târnowos, das man zu jener Zeit, im vierzehnten Jahrhundert, als ‚Mutter der Städte' und als ‚zweites Konstantinopel' (Kaiserstadt Byzanz – H. P.) rühmte. Jener Mönch, der diese Chronik übertrug, fügte damals die Worte hinzu: ‚Unser neues Konstantinopel wächst, gedeiht und verjüngt sich.' Gleiches können wir vom heutigen Târnowo sagen: Es wächst, gedeiht und wird jünger mit jedem Tag…"

Erkundungen im 800jährigen Târnowo, in der Stadt, wo Architekten mit Bauleuten vereint während des vergangenen Jahrfünfts mehr als fünftausend Familien ein neues Heim gegeben haben. Wie sagte doch der Chefarchitekt? „Es gehört zum nationalen Charakter unseres Volkes, ist ein Wesenszug aller Bulgaren: Wir müssen ein Leben lang bauen, bauen, bauen…"

Mitarbeit: Ljuba Stilijanowa

Im nächsten Heft:

FREIE WELT auf dem Dach der Welt

Ein Reisebericht aus dem legendenumwobenen Tibet, einem Autonomen Gebiet der Volksrepublik China.

Foto: G. Wolfram

Im letzten Jahr seines Lebens…

…erinnert sich der Virtuose seiner glanzvollen Auftritte auf den Konzertpodien der Welt – Paris, Rom, London, Wien und Budapest tauchen auf und nicht zuletzt Weimar… Ein Beitrag zum 100. Todestag des großen ungarischen Komponisten Franz Liszt.

Beinahe entwischt

wäre der Fahrer dieses Kleinwagens unserem Moskauer Bildreporter. Beide handelten in bester Absicht: Der Werkfahrer des Wolga-Autowerkes wollte den Prototyp des neuen Oka vor dem Kameraauge verbergen; der Fotograf war einer brandneuen Information hinterher. Kurzum: „mobile" kann erstmalig Ansichten und Details des Oka zeigen…

Foto: V. Billeb

Zwei Schäfchen in Rawnogor

FW-Mitarbeiter Manfred Bofinger und Bernd Siegmund in gefährlicher Mission auf dem Balkan. – Eine unkonventionelle Reisereportage aus Bulgarien.

Redaktionsschluß für dieses Heft: 30. 6. 1986

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

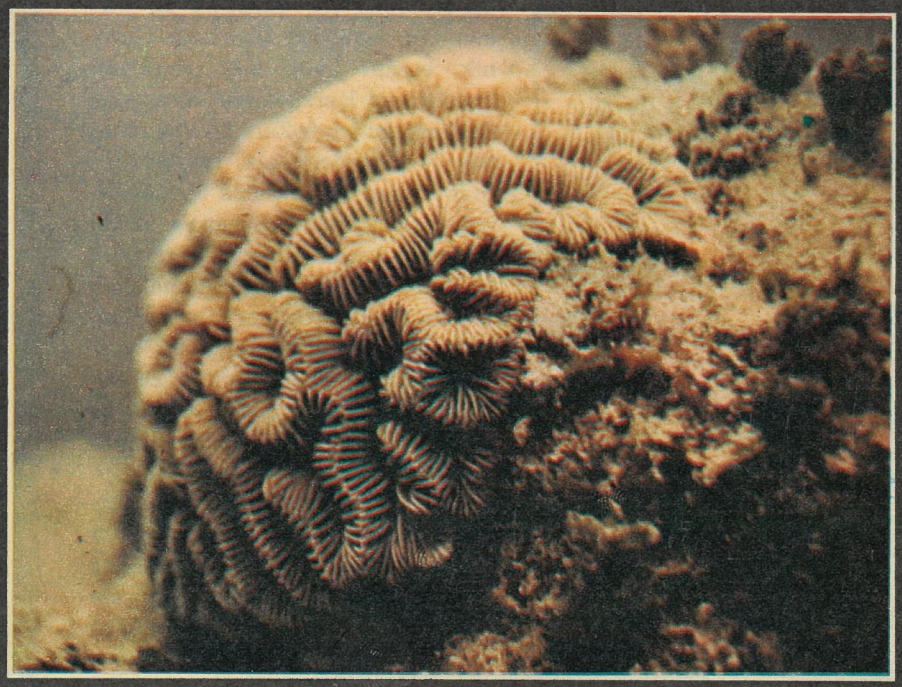
Korallen vor Kuba (2)

HIRNKORALLEN

Durch die Verschmelzung der ursprünglich runden Einzelpolypen – wie sie bei verschiedenen Steinkorallen zu beobachten ist – lassen sich die Seitenwände der Skelettkelche zum guten Teil „einsparen“, ohne die Festigkeit der Kolonie zu vermindern. Solche Formen von „Materialökonomie“ sind in der lebenden Natur nicht selten; bei den Korallen muß sich das genannte Bauprinzip als besonders günstig erwiesen haben, da es von mehreren Gruppen selbständig „erfunden“ wurde.

Wahre Wunder an Effektivität vollbringen die Korallen zu ihrer Ernährung. In Meeresgegenden lebend, wo leuchtendes Blau als „Wüstenfarbe“ krassen Nährstoffmangel signalisiert, gleichen sie haushälterischen Köchen, die alles zu verwerten wissen. Nicht weniger als fünf Ernährungsweisen wurden von ihnen entwickelt: Da ist zunächst das Ergreifen winziger Schwebetiere (Krebschen, Würmchen, Larven) durch ringförmig angeordnete Fangarme; als eine im Tierreich einmalige Waffe treten dabei Nesselzellen in Aktion. Jede enthält eine Giftkapsel, aus der explosionsartig ein feiner, eingerollter Schlauch herausgeschleudert wird. Das aus vielen Kapseln gleichzeitig injizierte Gift lähmt und betäubt die Beute.

Zweitens – Aufnahme toter Futterbrocken mit Hilfe des Wimpernbesatzes auf den Polypen. Fleischfetzen etwa, die Raubfische herabfallen lassen, werden vor die Mundöffnung befördert. Die Schlagrichtung der Härchen ist umkehrbar, Ungenießbares wird abgestoßen... Drittens besitzen Korallen die Fähigkeit, sich winzigste Partikel – wie Gewebezellen, Blut, Geschlechtsprodukte, als Schleimpäckchen zuzuführen; sogar treibende Bakterien werden aufgenommen. Wie ein sowjetischer Forscher feststellte, erreichen sie einen überraschend hohen Anteil am Gesamtverzehr... Viertens wandern im Wasser gelöste, extrem verdünnte organische Verbindungen auf osmotischem Wege (durch die Haut) in den Polypenkörper, und fünftens profitieren Korallen vom Stoffaustausch mit den ihr Gewebe bewohnenden mikroskopisch kleinen Algen – doch dieser biochemisch idealen Form einer Lebensgemeinschaft zwischen Tier und Pflanze soll in unserer Betrachtung ein gesondertes „Minikapitel“ gewidmet sein.



Text und Fotos: Dr. Dietrich Kühlmann

Oben: Eine kompakte Blockwand aus Hirnkorallen, Diploria strigosa (DANA, 1846); die Oberfläche zeigt bei dieser Artengruppe hirnähnliche Windungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach so entstanden sind, daß die einzelnen Polypenkelche im Laufe der Evolution verschmolzen. – Unten: Mäanderkorallen, Meandrina meandrites (LINNE, 1758), weisen ebenfalls längliche, gewundene Strukturen sowohl des Kalkskeletts als auch der lebendigen Polypen auf; es besteht jedoch keine nähere verwandtschaftliche Beziehung zu den Echten Hirnkorallen.

UNSERE FRAGE: Sind Riffkorallen vorwiegend tag- oder aber nachtaktiv? – Ihre Antwort bitte auf Postkarte mit der Marke „Korallen (2)“ bis 22. Juli an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Die Auflösung folgt in Heft 16.